



Krieg und Liebe,

oder

romantische Erzählungen, vom dreißigjährigen Kriege bis auf unsre Zeiten.

Von

Julius von Voß.

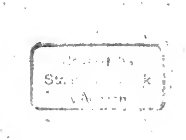
Zweiter Theil:

Der Roßschweif, eine Geschichte aus den Feldzügen des Prinzen Eugen von Lothringen.

Die unglückliche Hochzeit, eine Geschichte aus dem französischen Revolutionskriege.

Die Liebenden in den Flammen von Moskau, eine Geschichte der neuesten Zeit.

Berlin, 1813.
Bei Johann Wilhelm Schmidt.



Der

Roßschweif.

Endlich hatte der lange umsonst gehoffte Friede in Westphalen dem unseligen dreißigjährigen Kampfe ein Ziel gestellt. Doch eine enge Frist nur, die tiefen Wunden zu heilen, gönnten die politischen Beziehungen Oesterreichs seinen Völkern. Ein neuer Krieg mit den Ottomannen nahm seinen Anfang. Es ging nicht menschlicher darin zu, wie ehedem, als Christ und Christ, durch abweichende Glaubensmeinungen entzweit, miteinander fehdeten; jetzt standen sich Befeindete gegenüber, die wechselseitig den Namen Ungläubige sich beilegten, und jeder Theil — wenigstens die an rohen Begriffen hängende Mehrheit — hegte die vollkommene Ueberzeugung, daß

Ungläubige mit Schwert und Feuer auszutilgen, ein Verdienst in jenem Leben sey. Nur Einzelne gab es hie und da, welche sich nicht in den Strom der allgemeinen erbarmenlosen Gesinnungen fortziehen ließen, vielmehr dem edlen Zuge der Natur folgten, der allen Menschen, wenn sie auf ihn achten, Menschenliebe empfiehlt.

Bei Gelegenheit eines Streifzuges, den man in Servien mit leichten Truppen unternahm, plünderten die Kroaten ein Landhaus, das einem begüterten Muselmann gehörte. Den Eigenthümer fanden sie eben nicht, die überfallenen Frauen suchten auf einem Wagen zu entfliehen. Die Kroaten setzten nach, erreichten sie in einem dichten Wald. Einige sprangen aus dem Fuhrwerk und eilten ins Dickigt, eine Andere, ein Kind auf ihrem Arm, blieb, wurde jedoch von einer Kugel tödlich getroffen, als man den Entspringenden nachschoß. Sie verschied, wie eben die Verfolger

nahe waren, ihr Kind noch fest mit den Armen umwindend.

Niemanden war an ihrem Schicksal gelegen, man suchte nach Kostbarkeiten auf dem Wagen, und fand deren auch. Die Todte umgaben ein Pelz und Kaftan von Werth; sich ihrer zu bemächtigen, wurde, ohne alle Rücksichten, das Kind auf den nahen Rasen geworfen.

In dem Augenblicke flog der Graf —y, Major im kaiserlichen Dienste, hinzu. Er trug einen Roßschweif in der Hand. Diesen hatte er, in einem kleinen Gefechte, das nicht weit von diesem Platze statt gehabt, selbst erbeutet. Es war ihm lieb, einen Wagen zu finden, auf dem er seine Trophäe konnte ins Hauptquartier schaffen lassen. Er kaufte ihn zu dem Ende gleich den Kroaten ab, die ihn samt den angespannten Pferden, nach dem Rechte, das im Kriege zu gelten pflegt, zu ihrem Eigenthum gemacht hatten. Auch einige Teppi-

che, die sich noch darauf befanden, schienen ihm zu seiner Absicht dienlich; der Roßschweif konnte darin gehüllt und so vor dem fallenden Regen bedeckt werden.

Mit den Kroaten handelnd, vernahm er ein leises Winseln, und blickte nach der Stelle, woher es tönte. Da sah er ein Kind im Grase liegen, das ein Knabe schien. Er schätzte sein Alter zwei Jahre; es ließ sich vermuthen: die getödtete Osmanin sey des armen Kleinen Mutter gewesen.

Seine holden Züge nahmen den Grafen ein, er fühlte süße Regungen von Mitleid, und sann darauf, des Knaben Leben zu erhalten. Unmenschlich würde es seyn, fing er an, das verlassene Geschöpf hier dem Tode zu übergeben, ladet es mit auf den Wagen. Die rauhen Kriegsleute machten Einwendungen. Man würde sich eine Beschwerde aufbürden, unnütz die Zeit verlieren, wo man im Gegentheil davonzueilen hätte, ehe Feinde kämen.

Auch dürfte, aus Mangel an Pflege, des Knaben Leben dennoch nicht zu fristen seyn. Besser, man ließe ihn hier, wo es möglich wäre, daß ihn Türken fänden, und seiner noch sich annähmen. Geschähe es nicht, was sey an der Brut gelegen, die schon ewig verdammt wäre.

Diese fühllose Sprache änderte den Willen des menschlichen Offiziers nicht. Retten wir den Knaben, entgegnete er, können wir ihn ja auch taufen lassen. So erwirbt sich das Verdienst, der Christengemeine ein neues Glied zugeführt zu haben. Bringt das Kind nur mit ins Hauptquartier, ich weiß eine gutmüthige Marketenderin, der will ich es zur weiteren Pflege übergeben.

Ein verheißenes Geschenk gab den Ausschlag, und die Kroaten zeigten sich willig. Die kleine lebendige Beute wurde in Teppiche gehüllt, im nächsten Dorfe einige Milch zu ihrer Nahrung requirirt, und so langte sie

glücklich im Hauptquartiere an. Graf —y vergaß nicht, den Knaben in die Hände der Soldatin zu liefern, die ihm Zutrauen eingeflößt hatte. Der kleine Türk, noch kaum fähig, einige abgebrochene Silben in seiner Sprache zu stammeln, schien sich zu mühen, seinen Dank an den Tag zu legen, was so rührend als drollig ausfiel. Daneben gewann das freundliche unbefangne Lächeln seiner Unschuld ihm die Herzen.

Niemand hätte in jenen Zeiten aber gewagt, seine Neigung für den Osmanensprößling kund zu thun, so lange ihm das Bad der Christentaufe noch fern geblieben wäre. Dies bewog seinen mitleidigen Gönner, damit zu eilen. Verschiedene Offiziere wählte man zu Pathen, ein Feldkaplan übte die heilige Ceremonie aus. Der kleine Proselit empfing den Namen Innozenz. Danke, sagte er auf Türkisch, als der Kaplan die Handlung geendet hatte.

Graf —y war der zweite Sohn seines vornehmen vielbemittelten Hauses, wo die Majoratlehnseinrichtung bestand, oder ein sogenannter Kadet. Ihm blieb die Wahl, im geistlichen Stande, oder im Heere sein Glück zu suchen, und er gab dem Soldatenberuf den Vorzug, wo er auch durch Ehrliebe und Tapferkeit bald sich geachtet machte. Jetzt aber lief ihm die ganz unvermuthete Nachricht aus Wien ein: sein älterer Bruder, an welchem die Lehnsfolge haftete, sey gestorben. Dies zeitige Ableben war die Folge eines hitzigen Lungenübels gewesen.

Manche an des Grafen Stelle würden über eine solche Botschaft nicht gezürnt haben, ihn aber beugte sie in der That. Er hatte den Entschlafenen innig geliebt; die Vortheile, welche sein Tod ihm brachte, mochten sie schon glänzend seyn, trösteten das klagende brüderlich fühlende Gemüth nicht. Zudem wollte nun der Vater seinen zweiten noch übrigen

Sohn den Gefahren des Krieges nicht länger unterworfen seyn, befahl ihm daher, sogleich um seine Entlassung anzuhalten. Diesem Gebote mußte, wie die Umstände sich jetzt verwandelt hatten, schon nachgelebt werden, es geschah aber keinesweges mit frohem Muth, weil der Major das Kriegerleben ungemein liebgewonnen hatte.

Indessen fügte er sich und nahm seinen Abschied. Dann schickte er sich an, nach Wien zu reisen; er sollte den schwach und alt gewordenen Vater des tiefempfundenen Verlustes willen trösten, und ihm sonst auch im Walten über die weitläuftige Herrschaft zur Seite stehn.

Der kleine Innozenz war des Grafen Liebling. Täglich hatte ihn die Marketenderin nach seinem Zelte oder Quartiere zu bringen, wo viele müssige Stunden mit ihm hingetändelt wurden. Zu Niemanden ging auch der Knabe mit so deutlich offenbartem Vergnügen.

Hätte da sein Wohlthäter künftig einer Vorsorge sich entübrigen können, die ihm einen so harmlosen Gewinn an Freuden zutheilte, die mit jedem Tage sich erhöhten? Um so mehr, da ihm nun Reichthum genug winkte, um die mit seiner Milde verbundenen Kosten nicht scheuen zu dürfen? Nein, er gab vielmehr, neben zugesagtem, angemessenen Lohn, der Marketenderin auf, ihrer jetzigen Verhältnisse sich zu entbinden, und ihn, samt ihrem kleinen Pflegling, nach Wien zu begleiten.

Dort angelangt, miethete der Graf ihr eine kleine, nicht fern von der seinigen entlegene, Wohnung, setzte ihr ein Monatsgeld aus, wovon sie den Knaben und sich bequem erhalten konnte, und befahl ihr, eine so genaue Obhut, wie nur eine Mutter sie üben könne, an Innozenz zu beweisen. Nach wie vor ließ er ihn auch oft zu sich bringen.

Ein Jahr danach vermählte sich der Graf, ließ aber demungeachtet das gerettete Türken-

kind nicht aus den Augen. Ihm ward späterhin eine Tochter geboren, die man Josephe nannte. Sein Vater starb auch bald, und hinterließ ihm die ansehnliche Majoratsherrschaft.

Er pflegte einen Theil des Sommers auf seinen Gütern, die übrige Zeit hingegen in der Hauptstadt zu verleben. Dies hatte nicht lange gewährt, als die österreichischen Waffen, im Kampf mit der Pforte, manches Unglück erfuhren. Weit drangen die Osmanen in Ungarn ein, endlich kam die Botschaft nach Oesterreich, daß sie die Hauptstadt zu belagern sich vorgenommen hätten, und ihren Weg, dieser Absicht gemäß, schon mit Eile, und alle Hindernisse beseitigend, einschlügen.

An diese Sagen glaubte Graf —y nicht, hielt sie wenigstens durch Furcht unnöthig übertrieben. Er hegte ein Vertrauen zu dem Heere, in welchem er selbst gedient hatte, das zu groß war, um so schlimmen Besorgnissen

Raum zu geben; mit jedem Schritte, sagte er, den sich der Feind vom eignen Lande entfernt, wird seine Macht schwächer, die unsrige hingegen in dem Maaße anwachsen, als die Truppen dem Mittelpunkt des Landes nahen, wo Verstärkungen und Nothwendigkeiten aller Art ihnen zuströmen. Er wollte deshalb auch seine Güter, wo er sich eben aufhielt, und die nicht weit von Wien lagen, nach dem Beispiele vieler Adlichen, nicht meiden, um sich in die Hauptstadt zu begeben. Seine Gegenwart, meinte er, würde, aus manchem Grunde, bis auf den letzten Augenblick dort nöthig seyn.

Demungeachtet hatte er zu lange geweilt. Eines Morgens weckte ihn die Botschaft: daß in den nahe gelegenen Dörfern sich bereits Spahis gezeigt hätten, weshalb alle Straßen auch voll von Flüchtlingen wären. Der Ruf von dem unmenschlichen Hausen, das jene Barbaren verübten, machte vollend, daß Niemand

sich länger getraute, auf dem unbeschützten Lande zu bleiben.

Nun blieb dem Grafen keine Wahl mehr. Er ließ die besten Habseligkeiten eilig zusammenbringen, auf Fuhrwerke laden, und damit fortsprengen. Er, seine Gemahlin, die kleine Josephe, jetzt zwei Jahre alt, und Innozenz, dessen fünftes schon entflohen war, folgten. Man schonte die Pferde keineswegs, und bekam auch nichts von den Feinden zu sehen.

Unterwegs dachte Graf —y mit Verdruß an seinen Roßschweif. Er hatte sich einst bei Hofe ausgebeten, ihn zum Gedächtniß seiner Kriegsabentheuer, und zur Ehre der Familie behalten zu dürfen, auch die Erlaubniß empfangen. Seitdem hing der Roßschweif in einem Saale des herrschaftlichen Landschlosses, an seiner Stange war die Zeit der Eroberung, wie der Name des Grafen bemerkt; eine kleine Eitelkeit, wenn man will, die je-

doch dem wirklich vorhandenen Muthe nicht eben zu verübeln ist. Dieses Andenken von Tapferkeit und Kriegsglück hatte man in der bestürzten Eile vergessen, und der Eigenthümer würde gern eine hohe Summe gegeben haben, wenn ihm Jemand wieder zum Besitz desselben verholfen hätte. Daran ließ sich aber nicht denken, und man hatte sich mit der Hoffnung zu begnügen: der Roßschweif werde den Spahis vielleicht nicht zu Gesicht kommen, und an der alten Stelle bleiben.

Bald aber sahe man diese Hoffnung, unter schlimmen Nebenumständen, vereitelt. Von einer Höhe, wo sich nach hinten eine weite Aussicht öffnete, blickten die Flüchtigen zurück, und sahen eine beträchtliche Glut zum Himmel steigen. Ihr Schrecken war nicht geringe, Lage und Umfang der Flamme gaben die Vermuthung: kein anderes als das Schloß des Grafen sey in Brand gesteckt worden. Mit welchen Empfindungen man das

traurige Urtheil fällte, läßt sich wohl denken. Und der Graf fiel daneben auf die Meinung: der gefundene Roßschweif würde die Türken entrüstet, und zur Rache wegen eines, den Ihrigen einst angethanen Schimpfes, bewogen haben. Denn sonst, wenn sie schon raubten und tödteten, blieb es doch selten, daß sie auch die Gebäude in Flammen gesetzt hätten.

In dieser Meinung bestärkte ihn die Wärterin der kleinen Josephe. Diese Person war aus der Moldau gebürtig, und der griechischen Religion zugethan. An einen Heidukken verheirathet, der in des Grafen Dienst, und seit einiger Zeit verstorben, war sie ins Haus gekommen, und man hatte über ihre Aufführung nie geklagt.

Die Wagen langten ohne Schaden erfahren zu haben, in der Hauptstadt an. Doch welches Drängen an den Thoren, welche lange Reihen von Wagen aller Gattung, von spornenden Reutern und keuchenden Fußgän-

gern, die hier Zuflucht suchten. Jedes wollte zuerst ins Thor, meinend, der Türke säß ihm schon an den Fersen. Alle Vorstädter eilten zudem mit hinein, denn ihre Wohnungen ließ der Kommandant abbrennen. Man beeilte sich auch, so viele Lebensmittel, als nur thunlich seyn würde, noch in die Stadt zu schaffen, was die Eingänge noch mehr anfüllte und stopfte. An den Außenwerken der Festung sähe man auch Tausende beschäftigt, dem Feinde Hindernisse zu bereiten. Ganze Waldungen hatten unter den Streichen der Axt fallen müssen, um den bedeckten Weg mit Pallisaden zu versehn; alle Spaten, die man nur auftreiben können, höhlten Wolfsgruben aus; alle Gesträuche, auf Meilenweite, hatte man abgeschnitten und herbeigeholt, um die nöthigen Faschinen daraus binden zu können. Es entflohn mehrere Stunden, ehe man sich durch das betäubte verwirrte Getümmel, bis zum Hause des Grafen winden konnte, und

die Wagen trennten sich dergestalt voneinander, daß sie erst nach langen Zwischenräumen von Zeit eintrafen.

Der Aufenthalt zu Wien ließ sich unter diesen Umständen nicht als angenehm loben. So überfüllt war die Stadt von Menschen, daß sie alle unter Dach und Fach zu bringen, rein unmöglich blieb. Viele Tausende mußten folglich ihre Wohnung in den Straßen aufschlagen, so daß es Mühe gab, nur hindurchzukommen. Daß von den Lippen dieser Unglücklichen nichts als Wehklagen um verlorne Haabe, und Besorgnisse um das, was in ihrer Heimath sich zutragen würde, tönten, versteht sich von selbst, eben so, bei der tiefen Armuth der meisten von ihnen, daß vor ihrem Betteln keine Ruhe zu finden war. Ihre Noth stieg mit jedem Tage, wie auch die Preise der Lebensmittel sich in furchtbar schnellen Sprüngen erhöhten. Es fehlte nicht an gewaltsamen Einbrüchen, um sich im na-

genden Hunger einiger Lebensmittel zu bemächtigen, die aber auch, aus nahe liegenden Gründen, blutig vertheidigt wurden.

Indessen rückten die Feinde, in täglich wachsender Zahl, näher, berennten anfänglich die Stadt, daß alle Verbindung mit den umliegenden Gegenden, wie alle Zufuhr abgeschnitten war, und legten späterhin regelmäßige Laufgräben und Batterieen an. Eine Menge von Geschütz wurde dahin gefahren, und bald säeten die Lüfte platzende Bomben und glühende Kugeln in die hart gepeinigte Stadt.

Welch ein Aufruhr des bleichen Schreckens nun in den Häusern, deren Mauern sich spalteten, deren Wände einstürzten, oder die, in Flammen geriethen, und draußen unter den Mengen, wie sowohl die feindlichen Bälle einschlugen, als Dachsteine hagelten, und rauschende Balken niederprasselten. Alles wollte in die Keller hinab, diese vermochten aber,

kaum den zwanzigsten Theil von denen aufzunehmen, welche die Furcht dahin trieb; blutige Händel, Erdrückungen, Hinschmachten in Mangel an Speise und Trank; genug, Schauderszenen aller Art waren die Folge. Keine Bemühung der Polizei frommte hier, denn Noth verdrängte alle Achtung vor dem Gesetz; selbst das Geld hatte seine gewohnte Kraft verloren, und zuletzt würde man für tausend Gulden nicht mehr eines Scheffels Getraide, und seiner nöthigen Zubereitung, habhaft geworden seyn. Das Schlimmste aber noch, daß gar keine Hoffnung winkte, aus diesem Zustande eine andere Erlösung zu finden, als in einem Hauptsturm der Feinde, wovon sich aber ahnen ließ, nichts was lebendigen Odem habe, werde Schonung finden.

Auf die kaiserlichen Heere baute Niemand mehr. Sie waren zu geschwächt und zerstreut, und mußten aller Bedürfnisse, welche die Hauptstadt ihnen sonst hätte zusenden

können, entrathen. Es munkelte zwar von einer Hülfe, die Polen leisten wollte, allein man setzte darauf gar kein Vertrauen. Denn hatte es der zahlreichen, mit erfahrnen Generalen und hinlänglichen Kanonen versehenen, österreichischen Macht nicht gelingen wollen, die Feinde abzuhalten, was ließ da sich hoffen, wo eine unvollkommene Kriegskunst, neben einem oft schon sehr gefühlten Mangel an Artillerie bestand. Demungeachtet war es dem Helden Johann Sobieski vom Schicksal aufbehalten, die Rettung Wiens zu vollbringen, und die Astronomen achteten die Heldenthat so wichtig, daß sie seinen Schild unter die Sterngebilde versetzen zu müssen glaubten, wo er — auf den Himmelskarten nämlich, weil den Regionen selbst nicht zu nahen ist — bis auf diesen Tag prangt, und prangen wird, so lange es eine Schule der fernen Sonnenwissenschaft giebt.

Graf —y, ungeduldig bei dem ängstli-

chen, unthätigen Weilen daheim, und voll Eifer, dem Gemeinwohl zu dienen, hatte sich gleich zu Anfang der Belagerung bei dem Kommandanten gemeldet, und ihn ersucht, an der Vertheidigung Theil nehmen zu dürfen. Als einem ehemaligen Soldaten und bekannten muthigen Patrioten, war ihm auch eine Zahl von gewaffneten Bürgern, und mit diesen ein Ravelin anvertraut worden. Tag und Nacht hielt er nun dort sich auf. Die Gemahlin und einige Dienerschaft mußten im Hause zur Ordnung sehn. Dies ging indessen, als sich alle Bande der Ordnung auflöseten, nur sehr unvollkommen an, besonders, da auch das Haus von mancher Bombe getroffen wurde. Man floh in den geräumigen Keller, sah aber, da Hunderte von Fremden auch dort eindrangen, sich bald getrennt, und den schlimmsten Plagen hingegeben. Selbst die kleine Josephe befand sich nicht mehr bei ihrer Mutter, deren Zärtlichkeit über diesen Umstand

mehr als über den leidenden Mangel und die weiteren Unbequemlichkeiten jammerte.

Schon neigte es sich zum Aeußersten hin, schon ergab sich die zwischen Unbekannte gepreßte Dame in ihren wahrscheinlichen Tod, als man sagte, das Schießen ende. Dies ermuthigte die nächsten an der Kellerthür', zur Straße hinauf zu steigen. Dort lief das Gerücht von Mund zu Mund: vom Walle sähe man die Feinde in eiliger Anstalt zum Abzug begriffen.

Die frohe ungehoffte Meldung gelangte bald zum Keller, der sich nach und nach von Lebenden leerte, denn Gestorbene blieben in nicht kleiner Zahl darin zurück. Die Gräfin konnte endlich auch ihren Winkel meiden und nach den Ihrigen sich umsehn. Innozenz, einem Diener zur Obhut übergeben, fand sich bald mit demselben, und schien guter Dinge, hingegen — o Schreckniß! — ließ sich alles Suchens ungeachtet, die kleine Josephe mit

ihrer Wärterin nicht ausmitteln. Umsonst fragte man überall nach, vergeblich suchte man unter den Leichnamen, nicht die Eine, nicht die Andere kam zum Vorschein. Mit Schaudern nahte endlich die Vermuthung, die Wärterin möchte, aus dem Keller verdrängt, in einem anderen nachbarlichen Hause eine Zuflucht gesucht haben, und dort samt der kleinen Gräfin umgekommen seyn. Unglücklicherweise auch sahe man die nächsten Gebäude von Flammen ergriffen und eingestürzt.

Etliche Stunden danach war es dem Grafen möglich geworden, nach Hause zu kommen. Auf dem Ravelin hielt ihn keine Pflicht mehr zurück, denn schon hatten sich die Türken weit entfernt, schon waren Boten eingetroffen, die Ursache, nämlich Sobieski's Anzug, meldend. Er warf sich der Gemahlin, die er kaum noch lebend zu finden gehofft, mit Entzücken in die Arme, und zeigte ihr frohlockend an, daß jetzt die Noth der Belagerung, wie alle Sorge

um einen Sturm, ihr Ende erreicht habe. Er fügte hinzu: daß auch jetzt kein Mangel an Nahrungsmitteln noch bestehen werde, denn einige zeither verheimlichte und wohlgefüllte Magazine, ließe die Obrigkeit in diesem Augenblick öffnen, fertigte auch schon Anzeigen in die Provinzen ab, die noch Zufuhre leisten könnten, daß sie jetzt mit Sicherheit zu unternehmen wäre.

Starr und betäubt hörte ihn die Gräfin an, oder vielmehr sie hörte nichts, so hatte sich ihrer der Schmerz bemächtigt. Bei ihrem Gemahl hatten auch alle freudigen Aufwallungen ein Ziel, und umwandelten sich in bestürzte, trostlose Wehklage, als er nach seiner pressenden Erkundigung um Josephe, hören mußte, was geschehen war. Es versteht sich, daß nicht Mühe, nicht Kosten gespart wurden, ein Näheres zu erfahren; man bot endlich nur für den nachgewiesenen Leichnam eine hohe Prämie, und ließ allen Schutt der

nächsten zusammengeworfenen Gebäude umstören, doch alles vergeblich.

Es entflohen Jahre, ehe der Frohsinn wieder bei diesem Geschlechte einzog, denn nicht allein die einzige Tochter war verloren, sondern des Grafen Ehe blieb fortan auch kinderlos. Zudem hatten die Osmanen nicht allein seine Dörfer abgebrannt, sondern auch alles Vieh weggenommen. Man sah dort nur Wüsten, viele Unterthanen waren umgekommen, es fehlte an arbeitenden Händen, an den Summen zu Herstellung der Gebäude, des Viehes, und was sonst nöthig war. Jahre flohen hin, wo die Aecker ohne allen Anbau bleiben mußten, folglich keine Einnahme abwarfen. Das Haus in Wien hatte sehr gelitten, durch feindliche Kugeln und Diebstahl, und so durfte es denn nicht befremden, wenn des Grafen Umstände, wie große Ländereien er auch besitzen mochte, in einen Verfall sanken, der gegen den ehemaligen Reichthum be-

deutend abstach. Es ließ sich auch, bei der Schwierigkeit, in dem erschöpften Oesterreich auf kahle Grundstücke Kredit zu finden, in einem Menschenleben gar nicht die Möglichkeit absehn, wieder zu einigem Wohlstand sich emporheben zu können.

Noth drang ihm die engste Beschränkung auf. Die Zahl seiner Bedienten hatte sich ohnehin schon bedeutend vermindert, weil einige davon mit den Waffen in der Hand gefallen, andere während der Belagerung an einem ansteckenden Uebel umgekommen waren. Er behielt fortan nichts um sich, als einen alten Reitknecht, der ihm einen Säbelhieb abwehrte, als er jenen Roßschweif in seine Gewalt bekam, und die Wärterin des kleinen Innozenz, die, wenn man ihrer schon nicht mehr benöthigt war, doch ein Gnadenbrod behalten sollte. Einige Waldungen standen noch auf den Ländereien, da ließ der Graf von Zeit zu Zeit etwas Holz schlagen und in

Wien verkaufen. Andere Einnahmen hatte er nicht, um seinen Haushalt, und die vielen Auflagen, die des Staates Noth erheischte, zu bestreiten; doch übte der Graf dennoch Wirthlichkeit genug, um nach und nach davon eine kleine Summe wegzulegen, die zum Wiederbau seiner Dörfer bestimmt blieb.

Endlich konnte dieser Bau seinen Anfang nehmen, doch nur mit schwachen Mitteln, und viele Hindernisse in dem Elend der Zeiten findend. Denn jene von Mohamed IV. Oesterreich geschlagene tiefe Wunden heilten nicht leicht, und es gab mit seinen Nachfolgern, Soliman und Achmet, neue Streitigkeiten, welche dem Staate Opfer abdrangen.

Des Grafen Erheiterung, unter so mannichfachen Trübsalen, war der ihm gebliebene Liebling, den er einst vom türkischen Gebiete mitbrachte. Dieser Knabe hing liebend an dem Pflegevater, gewann ihn auch durch seine treffliche Anlagen und den gehorsamen Fleiß,

womit er dem Unterricht, der ihm ertheilt wurde, begegnete, und seine natürlichen Fähigkeiten ausbildete. Da zugleich sich viele kriegerische Neigungen bei ihm äußerten, hielt man ihm Lehrer in der Meßkunst, in manchen Leibesübungen, und auch in der türkischen Sprache. Denn weil es so oft Kriege mit der Pforte gab, erachtete man sie, für einen künftigen Soldaten, wo nicht eben nöthig, doch auf Fälle, die eintreten konnten, sehr bequem und nützlich. Denn wer stand dafür, daß ein Oesterreicher nicht einmal in die Gefangenschaft der Osmanen fiel. Die Erfahrung aber hatte gelehrt, daß, wenn man sich mit ihnen zu verständigen wußte, auf eine viel menschlichere Behandlung zu zählen war.

So ward aus dem Knaben endlich ein vielgeachteter Jüngling, der auch in den ersten Häusern, theils seiner löblichen Eigenschaften willen, theils weil ihn Graf —y wie

seinen eignen Sohn hielt, Zutritt und Gönner fand.

Prinz Eugen von Savoyen, durch Ludwig XIV. einst verschmäht, doch in den österreichschen Dienst mit Auszeichnung aufgenommen, hatte dieser in glänzenden Heldenthaten entsprochen, und stand nun an des kaiserlichen Heeres Spitze. Dies sollte abermal den halben Mond bekämpfen und brach unter seinem großen Heerführer nach Ungarn und dem Bannate auf. Innozenz, von dem Wunsche nach Thätigkeit auf den Pfaden der Ehre beseelt, ließ bei dem Grafen nicht mit Bitten ab, bis ihm dieser eine Offizierstelle verschafft hatte. Weil der Jüngling mit Gewandtheit ritt, auch sonst dem Beruf der leichten Truppen mit Vorliebe anhing, wurde er als Unterlieutenant einem Husarenregimente einverleibt.

Eine schnelle Umsicht machte ihn bald mit den Obliegenheiten seines neuen Standes

bekannt, sein kühner Muth trotzte den Gefahren, seine rüstige, durch Leibesübungen und Mäßigkeit gestählte, Jugend den Beschwerden, welche vom Feldleben nicht zu trennen sind. Sein Eifer lenkte die Augen der Generale auf sich. Man brauchte ihn viel, und jemehr es geschehen war, jemehr Vertrauen hatte er durch sein pünktliches tapferes Nachleben der empfangenen Befehle erworben. Da Innozenz der türkischen Sprache mächtig war, so schickte man ihn fleißig in das Gebiet der Feinde, um dort über die Stärke und Richtung seiner Heere Kundschaft einzuziehn. Er that es so heimlich, schnell und vorsichtig, daß er die Erwartungen der Befehligenden meistens übertraf, und endlich dem Oberfeldherrn selbst rühmlich bekannt, und von ihm, durch Ertheilung eines höhern Wirkungskreises, belohnt wurde.

Es ging zur weltbekannten Schlacht von Zenta, wo Eugen so viele Lorbeern pflückte,

aber demungeachtet bald als ein Opfer des Neides gefallen wäre, der zu Wien seinen wachsenden Ruhm dem Helden mißgönnte. Die Pforte hatte ungewöhnliche Anstrengungen aufgeboten, um ein Heer gegen die kaiserlichen Gränzen rücken zu lassen, wie es dort nie erblickt worden. Man empfing davon in der Hauptstadt zeitige Nachrichten, und weil Eugens Truppen an Zahl kaum an das Dritttheil der Feinde reichten, auch baldige Verstärkungen nicht thunlich schienen, sandte man Jenem den Befehl zu: keine Schlacht mit den Türken zu wagen, vielmehr die Maaßregel eines behutsamen Rückzugs zu ergreifen, und tief im Lande Stellungen zu nehmen, wo eine kleine Zahl, hinter Strömen, Moräften, oder Gebirgabschnitten, sich gegen die Uebermacht vertheidigen könne.

Der Courier, welcher dem Prinzen diesen Befehl überbrachte, fand ihn eben vor den schon zum Kampf ausgerückten Truppen. Er

hatte das vielüberlegene Heer des Großveziers eben besichtigt, und die schwachen, oder mit Deckung verabsäumten, Punkte ausgewählt, die sogleich der beschlossene Angriff treffen sollte.

Welcher Unmuth aber traf nun ihn, als er das Siegel der empfangenen Briefe geöffnet hatte. Der Befehl, welchen sie enthielten, kränkte den Prinzen tief, weil er ein Mißtrauen gegen die Kräfte, welche sein Geist bewahrte, auszusprechen schien. Ohne Zweifel fürchtete man in der Hauptstadt, im Fall einer mißlungenen Schlacht, eine zweite Belagerung, wo sich denn kein neuer Sobieski gefunden haben dürfte.

Eugen sah hingegen mit ganz anderen Augen. Die dreifache Uebermacht des Feindes konnte seinen Muth nicht zum Wanken bringen. Er hielt sie nur dann gefährlich, wenn die Kaiserlichen sich zurückzögen, und Jenen dadurch ein höheres Selbstvertrauen

anregten. Zudem schien es ihm so nachtheilig, wie hart gegen den Unterthan, eine bedeutende Strecke vom eignen Lande unbarmherzigen Feinden preiszugeben. Genug — Eugen steckte den Befehl in die Tasche, sagte Niemanden im Heere davon, und ließ die Anordnungen zur Schlacht in Wirklichkeit übergehn.

Nie vielleicht entwickelte der Prinz von Savoyen glänzendere Talente als hier. Sie wurden aber auch vom Glücke mit ausschweifenden Lohn gekrönt. Man schlug die Feinde aufs Haupt, zerstreute sie in einer beispiellosen Unordnung, eroberte das ganze türkische Lager, mit allen Zelten, Kameelen und anderen Lastthieren, eine Menge von Lebensvorräthen. Die Soldaten bereicherten sich, wie nie zuvor, an der mannichfachen Beute. In dem prächtigen Zelte des Großveziers fand sich das türkische Reichssiegel, das Eugen zu sich nahm, um es dem Kaiser selbst in Wien zu überge-

ben. Die sonstigen Trophäen, die Todten, die Gefangenen, standen mit dem übrigen glorreichen Erfolg in Verhältniß.

Nach allen Seiten wurde dem Feinde nachgesetzt, auch ihm seinen Verlust immer noch empfindlicher zu machen, und ihm einen schleunigen, mit Aufopferungen erkauften, Frieden abzunöthigen. Hier mußten namentlich die leichten Truppen walten, und tief in Servien und Bosnien eindringen. Sie hatten Befehl, vorzüglich Türken von Rang, als Paschen, Aya's, aufzuheben, und ins kaiserliche Lager zu führen. Denn je mehr das geschah, je weniger hatte man drüben Leute von Ansehn und Gewalt, die Truppen sammeln konnten, und man war in Constantinopel genöthigt, die vom Sieger aufgezeichneten Bedingungen einzugehn.

Innozenz, nun Rittmeister geworden, hatte während der Schlacht bei Zenta die rühmlichsten Beweise von Tapferkeit und Umsicht ab-

gelegt. Nachher wählte man ihn gleich mit aus, die flüchtigen Feinde umgehend, den Schrecken des kaiserlichen Adlers weit in ihr Land zu tragen. Er hatte funfzig muthige Reuter mit vortrefflichen Pferden bei sich, glaubte mit ihnen schon etwas Kühnes wagen zu dürfen, und nahm sich vor, von seinem Streifzug nicht ehe zurückzukehren, bis er wenigstens einen gefangenen Pascha mitbringen könne.

Diesen Zweck mit Sicherheit zu erlangen, mußten seine Husaren ihre Kleidung und Sättel beim Regimente lassen, dagegen auf dem Schlachtfelde sich mit dergleichen von getödteten Spahis versehn. Unter Turbanen wurden die Haare versteckt, man nahm Lanzen, Pistolen, Säbel, genug eine vollkommene türkische Ausrüstung. Innozenz, die eigene äußere Umwandlung auch nicht versäumend, konnte um desto eher sich als Spahisanführer gültig machen, da ihre Sprache ihm nicht

allein geläufig war, sondern er auch, bei Gelegenheit voriger Züge in das feindliche Land, viel von den muselmännischen Sitten beobachtet hatte.

Er begann nun den so kühnen als listigen Partheigang. Anfänglich holte er eine gute Zahl von zersprengten Flüchtlingen ein, und sandte sie zurück. Dieß konnte mit leichter Mühe geschehn, da sie von Leuten, die sie für Kameraden hielten, sich nichts versahen. Es war aber dem Rittmeister hieran nicht genug. Er wendete sich mit dreißig Reutern — die übrigen hatten Gefangene abzuliefern. — vom Heere weg, und richtete sein Auge auf eine Festung, die zwanzig Meilen von der Gränze lag, und worin, laut eingezogenen Nachrichten, ein Pascha von drei Roßschweifen befehligte.

In den Städten und Dörfern, die er auf seinem Wege traf, erregte seine Erscheinung keinen Verdacht, und seine Leute mußten

sich auch ganz wie Freunde betragen. Meistens suchte er jedoch solche Oerter zu umgehn, und übernachtete in Waldungen. Lebensmittel wurden für baares türkisches — zu dieser Absicht auch von den todten Kriegern genommenes — Geld eingekauft, wobei Innozenz den Handel immer allein besorgte, und die Pferde mußten theils weiden, theils reichte man ihnen, damit sie desto mehr bei Kräften blieben, viel Brot und auch einigen Brantwein.

So war aber auch die türkische Festung schon drei Tage nachher erreicht. Sie hatte nur einige hundert Mann Besatzung, weil einem so großen Heere, wie es der Großvezier befehligte, vertrauend, man eine stärkere unnöthig gehalten hatte. In sofern auch die Flucht der Osmanen sich nach einer anderen Seite wandte, hatte man dort noch keine Nachricht von der Niederlage bei Zenta erhalten.

Kein geringes Wagniß, mit dreißig Reutern einen solchen Ort anzufallen. Doch pflegt jugendlicher Leichtsinn die Tapferkeit eben sowohl zu unterstützen, als Ruhmbegierde den Geist anregt, bei Verfolgung ungewöhnlicher Zwecke, auch ungewöhnliche Mittel auszusinnen. Den Pascha von drei Roßschweifen wollte er abholen, es koste was es wolle. Theils konnte ihm das, beim kaiserlichen Heere, einen nicht gemeinen Ruhm erwerben, theis sollte auch dieser Pascha, Haleb Effendi genannt, zu Constantinopel in großem Ansehen stehen, und wenn ihm schon, seines hohen Alters willen, nur eine Festung untergeordnet worden, er doch sonst eine wichtige Rolle gespielt haben, und sein Rath oft noch eingeholt und befolgt werden. Es konnte also von wesentlichem Belang seyn, diesen Mann dem Gegner zu entführen.

Innozenz langte am Abend unweit der Festung an, und verbarg sich mit seinen Leu-

ten in einem Gebüsch. Die Nacht wurde dazu angewandt, um die Festung zu schleichen, und die Wachsamkeit der Garnison zu beobachten.

Dieß that Innozenz allein, und so genau, als behutsam. Wie entfernt auch der Platz von den Gränzen lag, so ward man doch keine Nachlässigkeit der Soldaten inne. Auf den hohen, nach türkischer Art mit einem Umgang versehenen, Mauern, standen von hundert zu hundert Schritten, Schildwachen, die im öfteren lauten Geschrei ihre Aufmerksamkeit darthaten. Von Zeit zu Zeit gingen Runden auf der Mauer, zu sehen, ob die Schildwachen auch ihrer Pflicht nachlebten. Auch auswendig sandte man sie umher, und nicht viel mangelte, so wäre der lauschende verkappte Rittmeister von einer gefangen worden. Ein Thor wurde aber nicht geöffnet, wenn diese Runden sich hinaus begeben sollten, sie mußten auf Leitern von der Mauer hinab, und, nach zurückgelegtem Gang, eben so

wieder hinaufsteigen. Aller Wahrscheinlichkeit nach, hielt die gesammte Besatzung irgendwo sich jede Nacht versammelt. Kurz, alles verkündete einen höchst vorsichtigen Befehlshaber, dem so leicht mit List nicht beizukommen schien. Und Gewalt vermochte offenbar noch weniger.

Demungeachtet sollte zur Ausführung gelangen, was einmal begonnen war. Innozenz wollte vor allen Dingen erst die Besatzung vermindert sehen. Deßhalb war er keck genug, am nächsten Morgen, wieder ganz allein, gerade in ein Thor zu reiten. Die Wache fragte: von wannen er käme? Er gab vor, vom Heere, das eben große Vortheile über die Ungläubigen errungen habe. Diese Nachricht empfing man sehr zufrieden, und der kaiserliche Offizier fuhr fort: man schicke eben eine Anzahl von christlichen Gefangenen, die aber, weil ihre Bedeckung nicht stark wäre, sich mit Gewalt zu befreien suchten. Noch hätte man sie gezügelt, da man aber für den Wald fürch-

tete, wodurch sie noch müßten, sey er an den Pascha Haleb Effendi abgefertigt worden, um ihn zu ersuchen, daß er hundert und funfzig Mann, die Bedeckung zu verstärken, aus der Festung entgegen sende.

Ohne Anstand brachte man den Waghals zum Pascha, der, ein stattlicher Mann mit langem weißen Bart, ihm viele Ehrfurcht einflößte, so, daß es ihm Ueberwindung kostete, gegen den Ehrwürdigen in seinem Betrug fortzufahren. Es mußte inzwischen wohl geschehen, wenn ihm über die Entdeckung nicht sein Kopf vor die Füße gelegt werden sollte.

Haleb nahm ihn sehr freundlich auf, warf sich andächtig auf die Knie, dem Himmel für den Sieg der Gläubigen zu danken, und fragte dann nach den besonderen Umständen des Kampfes. Wie, wer sich einmal in den Strom geworfen hat, auch schwimmen muß, wenn er nicht untergehen will, sah nun Innozenz sich genöthigt, Lüge auf Lüge zu

erdichten. Gelobt sey der Prophet, rief der Pascha einmal über das andere, und gab endlich, ohne etwas Arges zu versehen, den Befehl, hundert und funfzig Janitscharen sollten dem angemeldeten Zuge entgegen. Während sie dazu sich anschickten, bewirthete der Pascha seinen Gast noch mit Pilau und Sorbeth, und gebot übrigens, eine Kaserne und ein Magazingebäude zur Aufnahme der Gefangenen in Bereitschaft zu setzen.

Innozenz erbot sich nun, die Janitscharen zu führen, und fragte: ob der Pascha den Gefangenen nicht auch entgegen reiten wolle. In einigen Stunden könnte man sie erreicht haben. Nein, antwortete der Muselmann, so lange der Krieg dauert, verlasse ich diese Mauern auf keinen Augenblick.

Innozenz, der sich des Hauses Gelegenheit wohl abgesehen hatte, beurlaubte sich nun, und setzte sich an die Spitze der Janitscharen. Eine Meile von der Stadt führte

eine Brücke über einen ziemlich breiten Fluß. Als er mit den Janitscharen, denen er unterweges allerhand Märchen aufgebunden hatte, eine gute Strecke hinüber war, stellte er sich plötzlich, als habe er noch einen Brief vergessen, den er dem Pascha hätte einhändigen sollen. Ich muß zurück, rief er, doch marschirt nur weiter, meine Freunde, mein gutes Pferd holt euch bald wieder ein, ehe ihr noch jenseit des nahen Waldes den Zug erreicht habt, was etwa in zwei Stunden geschehen muß.

Er sprengte davon, und jene setzten ihren Weg fort.

Da er wieder sich an der Brücke befand, und die Janitscharen ihm bereits aus den Augen waren, ließ er sie, durch einige von seinen Leuten, welche, dorthin beschieden, sich versteckt gehalten hatten, schnell abbrechen. Mochten die hundert und funfzig Mann nun weiter ziehn, oder umdrehen, über den Fluß konnten

sie immer so bald nicht wieder. Sie hatte man sich vom Halse geschafft.

Die Besatzung war nun um so viel schwächer, allem Vermuthen nach auch guten Theils mit Einrichtung der Quartiere für die erwarteten Gefangenen beschäftigt. Innozenz konnte jetzt darauf zählen, von Seiten der Thorwache ohne allen Anstand, auch wenn er Kameraden mitbrächte, eingelassen zu werden.

Er nahm also funfzehn Mann, und ritt mit ihnen dem Thore zu. Die Uebrigen mußten in einiger Entfernung folgen, und waren genau unterrichtet, was sie, auf diesen oder jenen Wink ihres Offiziers mit einem weißen Tuche, zu vollbringen hätten.

Die Wache am Thore trat ins Gewehr, und zog den Schlagbaum nieder. Innozenz, ihr schon bekannt, sagte: er wäre mit diesen Leuten auf Befehl seines Anführers gekommen, dem Pascha, wenn er dem Zuge entge-

gen reiten wollte, als eine Ehrenbegleitung zu dienen. Man zweifelte, der Pascha würde die Stadt verlassen, und setzte hinzu: die von ihm gebotne Ordnung wolle, daß ein Trupp von mehr als drei Soldaten, ehe er die Festung betreten dürfe, ihm erst gemeldet werde. So laßt mit zweien Kameraden mich ein, sagte Innozenz, und fragt, der Uebrigen willen, um Erlaubniß.

Man zog den Schlagbaum auf, und Innozenz durfte, samt zweien von seinen Leuten, in die Stadt kommen. Zur Begleitung gab man ihm einen Janitscharen vom Thore mit.

Er begab sich zum Pascha, der ihn abermal ganz freundlich aufnahm, und brachte die Bitte seines Offiziers an, den Zug doch außerhalb der Stadt sehen zu wollen. Haleb schlug sie ab, und nannte ihm seine Gründe. Man kann nicht wissen, sagte er, was in einer Festung geschehen, und des Befehlshabers eigne Blicke nöthig machen wird, die Feinde

können selbst durch Verrätherei sich der Stadt zu bemächtigen suchen, deshalb bleibe ich meinem Satze schon treu.

Der Verkappte spann das Gespräch weit aus, mit nicht wenigem Herzklopfen, denn nun galt es. Während seiner Unterhaltung kamen aber die übrigen dreizehn Mann nachlässig daher geritten. Dies war das Zeichen, man habe die Janitscharen am Thore überwältigt, und es dem nachgekommenen Rest übergeben. Dies war nach Innozenz Weisung auch ohne Geräusch vollzogen worden. Einige der vermeinten Spahis waren abgestiegen, um bei den Janitscharen die Pfeifen anzuzünden. Nach und nach hatte sich das Wachzimmer gefüllt, wohin sie, bis auf die Schildwache, sich wieder begaben. Auf ein Zeichen hatte Jeder einem der zehn Mann den Dolch unerwartet in die Brust gestoßen. Das nämliche war draußen zugleich mit der Schildwache geschehn. Kein Laut hatte dabei Statt

gehabt, und von der Gasse Niemand den Vorgang unter dem Thore wahrgenommen. Dann mußten die noch draußen befindlichen, aber auf einen Wink genahten, funfzehn Mann am Thore ihren Posten nehmen.

Wie Innozenz seine Leute ersah, zog er eine Pistole aus dem Gürtel, und sagte dem Pascha: er habe Befehl, ihn mit Gewalt zu seinem Anführer zu bringen. Wäre ihm also das Leben werth, möchte er, ohne alles Aufsehn, gleich sein Pferd bringen lassen. Bei einem Verdacht erregenden Worte, schwöre er zu dem Propheten, ihn sogleich niederzuschießen.

Der Pascha wurde bleich vor Schrecken, und konnte den Vorgang nicht begreifen. Die Kaiserlichen draußen litten nicht, daß Jemand sich aus dem Hause entfernen durfte, sonst würde die Hülfe nicht lange ausgeblieben seyn. Aber jetzt waren keine Soldaten in der Nähe, Die Hälfte der Garnison hatte jene List ent-

fernt, die andere befand sich theils auf den verschiedenen Wachen, theils mußte sie in der That ein Magazin und eine Kaserne zum Empfang der angemeldeten Gäste räumen, und Lebensmittel für sie herbeibringen.

Der Pascha gerieth nach einigem Zaudern auf die Vermuthung: man wolle ihn nach Constantinopel in Haft bringen. Innozenz bestritt sie nicht. Nun fragte Jener, wo er den Firman dazu habe, denn ohne einen solchen könne ein Pascha nicht abgeholt werden. Ich komme vom Großvezier, antwortete der Rittmeister, und ohne Firman, mag er es verantworten. Folge übrigens nun den Augenblick, oder du liegst im Staube.

Der Pascha rang einen Augenblick die Hände, gab aber Befehl, sein Pferd zu bringen. Sein reines Bewußtseyn gab ihm jedoch bald Ermannung. Ich werde mich in Constantinopel zu vertheidigen wissen, rief er, gestatte nur, daß ich, zum Trost im Gefäng-

niß, meine Tochter Fatime mitnehmen. Sie wird uns zu lästig seyn, entgegnete Innozenz. Doch konnte er den rührenden Bitten des Alten nicht widerstehen, um so mehr, als die schöne Fatime hereingetreten war, und, nachdem sie gehört hatte, was vorging, unter vielen Thränen in das Flehen einstimmte.

Der Pascha versah sich mit Geld und Kostbarkeiten, zwei Pferde, eins für ihn, eins für die Tochter, wurden gesattelt, und man stieg im Hofe auf. Der Pascha hatte, noch vorher, einem Ayan geschrieben, den Befehl im Platze zu übernehmen, Innozenz aber es auch gelesen.

Nun ritt man davon, ohne daß in der Stadt deshalb ein Aufsehen entstanden wäre. Denn alles vollzog sich in wenigen Minuten, und man konnte bereits die Stadt weit im Rücken haben, ehe der Ayan schloß, die Sache befände sich nicht dem Vorgeben gemäß.

Haleb wunderte sich höchlich, nicht den

Weg nach Constantinopel eingeschlagen zu sehn. Es geht erst zum Heere, der Vezier will dich noch sprechen, entgegnete Innozenz. Man jagte vier Meilen, schwamm durch mehrere Flüsse, mied Städte und Dörfer, und hielt dann in einem Walde an.

Zu einen kleinen Mahl hatten Innozenz Leute Vorräthe auf den Pferden, der Pascha und Fatime wurden so höflich bewirthet, als die Umstände nur es zugaben. Der kaiserliche Offizier fühlte sich überhaupt von Mitleid gegen den ehrwürdigen Greis durchdrungen, und that alles, ihm seinen Zustand zu erleichtern. Herr Pascha, fing er an, Euch bangt gewiß um Euren Kopf?

Nein, antwortete Jener fest, ich habe nichts Unrechtes gethan.

„Und wenn auch. In Constantinopel richtet nicht immer das Recht. Beruhigt Euch indessen, Ihr kommt nicht dahin.“

Der Muselmann staunte.

„Ihr sollt mir nach Wien folgen, doch samt Eurer liebenswürdigen Fatime Ehrerbietung um Euch sehn, und auch bald heimkehren.“

Ihr seyd Ungläubige! schrie der Greis. Beim Propheten, mir stieg bereits ein Argwohn auf!

Euer Leben ist nur in Gefahr, wenn Ihr meinen Anstalten Euch widersetzt, sonst fürchtet nichts, sagte Innozenz. Er ahnte nicht, daß sein Trost einen ächten Türken nicht zu beruhigen vermochte. Haleb wäre lieber auf die Gefahr des Strangulirens und Enthauptens nach Constantinopel gegangen, als daß er Ungläubigen folgen mußte. Hätte er daheim den Verrath durchschaut, würde er sich ohne Zweifel eher haben ermorden lassen, als mit Innozenz gegangen seyn. Nun aber blieb dem ohnehin Entwaffneten keine Wahl übrig.

Es ist noch nicht gesagt worden, daß in des Pascha Zimmer, an einer Tapete, des

Pascha drei Roßschweife hingen. Als Trophäen gefielen sie dem Rittmeister zu sehr, um sie an Ort und Stelle zu lassen. Trug man sie schon nicht, wie gewohnt, ihrem Herrn voraus, wurden sie doch auf den Pferden mitgenommen.

Nach einiger Ruhe und Pflege der müden Thiere ging es auf Umwegen fort. Man that alles, die Unbequemlichkeiten dem Muselmann zu erleichtern. Noch mehr war Innozenz für die schöne Fatime besorgt, der im Winde oft der Schleier wich, und das sonst kaum halbgesehene Antlitz in seiner vollen Glorie zeigte. Innozenz hatte bis dahin keine Liebe gefühlt, nun sollte auch sein Herz an die Reihe kommen.

Es hieß: dem Kühnen lächelt das Glück. Man erreichte, obwohl nach ziemlich harten Mühseligkeiten, die Gränze, und das kaiserliche Heer. Innozenz wurde mit Ruhm bedeckt. Fast ein Wunder nannte man das

Gelingen einer so seltsam verwegnen Unternehmung.

Er bat sich zum Lohne aus, den Pascha und seine drei Roßschweife selbst nach Wien bringen zu dürfen. Man gestand die Bitte zu, Innozenz reisete selbst im Gefolge des Prinzen Eugen ab.

Nun sorgte er für einen bequemen Wagen, und pflegte des Pascha und seiner Tochter aufs beste. Jener wurde ihm nach und nach zugethan, und sagte oft: er wollte, ein Türk hätte eine so kecke und listige Kriegesthat vollbracht. Fatime schien auch Sinn für einen so glänzend tapfern Muth zu haben, und versagte ihm ihr Lob nicht. Mehr jedoch dankte sie dem Jüngling, daß er ihrem Vater so viele ehrerbietige Achtung angedeihen ließ. Beide schwatzten fast den ganzen Tag zusammen, und schienen den Unterschied der Religionen, der sonst feindliche Abneigung ins Leben ruft, ganz zu vergessen.

Man langte endlich zu Wien an. Die Einwohner, je mehr sie vor einer neuen und schlimmeren Belagerung der Türken gebebt hatten, vergötterten nun beinahe den Helden Eugen. Viele Meilen vor der Stadt erwartete ihn bereits eine Deputation vom Adel und Magistrat, ihm mit Dank zu huldigen. Tausende von Bürgern hatten sich an sie geschlossen, begleiteten des Prinzen Wagen, das Vivatrufen nahm kein Ende. Der ganze Weg war voll Blumen gestreut, Ehrenpforte auf Ehrenpforte, kaum wand sich der Zug durch die Gassen, auf allen Dächern wimmelte es von frohlockend grüßenden Zuschauern.

In diesem Triumph kam Eugen endlich mit seinem Gefolge zur Burg des Kaisers, stieg ab, und eilte seinem Monarchen das große Siegel des türkischen Reichs zu Füßen zu legen. Statt aller Antwort gab der finstere Kaiser ein Zeichen und — dem Prinzen wurde

als Arrestant sein Degen genommen, er auch gleich verhaftet abgeführt.

Dahin hatten es seine Feinde, unter ihnen der beim Kaiser geltende Graf Caprara, gebracht. Sie hatten ihren Herrn zu überzeugen gesucht: wenn schon der Ausgang für den Prinzen rede, so müsse der Ungehorsam, wider ausdrücklichen Befehl die Schlacht unternommen zu haben, dennoch, zum warnenden Beispiel, hart gestraft werden. So endete diesmal Eugens Triumph.

Das Volk zu Wien hemmte seinen Unwillen gegen die Hofparthei nicht. Laut wurde der elende Neid auf den Gassen verspottet. Alle Stände sandten Abgeordnete zum Helden, mit der Zusage, ihn mit Gut und Blut gegen alle Gewaltthat zu schirmen. Eugen empfahl ihnen aber Ruhe und Unterwerfung.

Nach einigen Tagen kehrte Leopold, sonst oft der Höflinge Spiel, dennoch zur Selbstständigkeit zurück. Gott wolle nicht, sagte er,

daß ich den strafe, den er so sichtbar zum Werkzeug unsrer Rettung machte. Der Prinz empfing Degen, Freiheit, und allen Lohn der Ehre, den er so reichlich verdient hatte.

Unter denen, welche dem Prinzen entgegen gekommen waren, befand sich auch Graf —y. Mit Entzücken fand er Innozenz in seinem Gefolge, und hörte von dessen That. Er bot dem Pascha gleich seine Wohnung an.

Dort trat er mit seiner Tochter ab, und die Roßschweife wurden auch vor der Hand dahin gebracht, bis man sie ins Arsenal liefern könne. Graf —y besah sie neugierig, und gerieth in das höchste Staunen, als sich der auch darunter befand, an dessen Stange sein Name gezeichnet war. Es konnte folglich kein anderer als jener seyn, den er selbst vor vielen Jahren einst in Servien erbeutet hatte, und den man auf dem Landhause mit verbrannt wähnte.

Innozenz mußte dollmetschen und den

alten Muselmann fragen, wie er zu diesem Roßschweif wieder gelangt sey.

Die Antwort hieß: Ich habe ihn einst verloren, doch nicht lange vor der Belagerung von Wien zurückerlangt.

Man drang in ihn, die näheren Umstände mitzutheilen.

Der Türk fing wieder an: Einige von meinen Spahis hatten ihn auf einem Landschlosse gefunden, ich gab sogleich Befehl, es in Flammen zu stecken.

Finster fragte man weiter: aus welchem Grunde er sich eines so harten Verfahrens schuldig gemacht habe.

Er fuhr unverholen fort: weil ich urtheilen konnte, der, in dessen Besitz mein Roßschweif sey, habe auch mein Weib und meinen Sohn gemordet. Denn an dem Tage, wo der Roßschweif verloren ging, holten die Christen auch meine fliehenden Frauen ein. Die liebste unter ihnen fand ich hernach todt im

Walde, den einzigen zweijährigen Sohn, troß alles Suchens nicht, doch ohne allen Zweifel war er auch getödtet.

Graf — y war außer sich vor Bewegung. Er konnte dem Drange nicht widerstehn, die Rechte der Natur gültig zu machen. Er warf Innozenz an des Muselmanns Brust. Umarme Deinen Sohn, rief er, es ist Dein Sohn, der Dich gefangen nahm.

Innozenz war nie über seine Herkunft genau unterrichtet worden. Man hatte ihm vielmehr gesagt: der Graf habe ihn aus dem Fündlinghause zu sich genommen. Welche Empfindungen kamen in diesem Augenblicke über ihn, welche über den Greis, da alle nähere Umstände sich aufhellten, und des Grafen Versicherung außer Zweifel stellten.

Bebend fragte Haleb, ob sich denn jener Christ Graf — y nenne, ob er einst eine Tochter besessen habe?

Beides wurde mit Ja beantwortet.

Wohlan, rief der Osmane ungestüm, so geb ich ihm eine Tochter zurück, wie er mir den Sohn. Fatime ist nicht die meinige, sie gehört ihm!

Wie staunten Graf und Gräfin. Man zog der heftig Umarmten den Schleier vom Gesicht. Unverkennbar trug sie die Familienzüge. Wer konnte begreifen, wie Haleb zu dem Mädchen gelangt sey.

Er blieb die Auskunft nicht schuldig. Ich hatte mich, fing er wieder an, um den Namen des Mannes erkundigt, dem das Landhaus gehörte. Nicht zufrieden, es zerstört zu haben, wollte ich noch schmählichere Rache nehmen, wo möglich ihm wieder ein Kind tödten. Der Befehlshaber in Wien hatte einen griechischen Kaufmann, der in der Stadt wohnte, und türkisch sprach, vermocht, oft hinaus zu schleichen, und unser Lager zu erspähn. Wir ergriffen ihn, und sagten ihm Gnade zu, wenn er auch uns benachrichtigte,

wie die Dinge in der Stadt sich verhielten. Doppelten Lohn zu empfangen, diente er nun beiden Theilen. Bei ihm zog ich Erkundigung ein, ob Graf —y zu Wien lebe, und Kinder hätte. Es hieß, eine einzige Tochter. Desto besser, dachte ich, und verhieß dem Kaufmann zweitausend Dukaten, wenn er mir das Kind ins türkische Lager schaffte.

Sein Geitz mühte sich eifrig. Er gab mir bald Nachricht, daß die Wärterin des Kindes aus der Moldau gebürtig sey, und Lust habe, wieder in ihr Vaterland zurückzukehren, wenn sie dort Unterhalt finden könne. Wollte ich dafür einstehn, dürfte bei der Verwirrung, die jetzt in Wien herrsche, viel möglich seyn.

Ich versprach alles, der Kaufmann gewann das Weib, das ohnehin umzukommen fürchtete. Er konnte frei aus den Thoren gehn, und unter dem Vorwand, die Alte wäre seine Mutter, brachte er sie glücklich nach meinem Zelt.

Gleich zog ich den Säbel, doch der unschuldigen Kleinen Lächeln machte, daß ich ihn bald wieder in die Scheide steckte. Ja, ich nahm bei unserer Flucht das Kind mit, und gewann es endlich lieb genug, um es für meine Tochter auszugeben. Noch lebt die Alte bei mir daheim, und kann alles bezeugen.

Welche Nachrichten, welche Regungen und Entzückungen überall. Innozenz war im Anfang erschrocken, in Fatimen eine Schwester zu finden, mit Wonne erfüllte es ihn, daß sie nun es nicht war.

Beide liebten einander, verschwiegen auch ihre Leidenschaft den Eltern nicht.

Es wurde Friede. Der Muselmann wollte nicht zurück in seine Heimath, aus Schaam, durch den Partheigänger so betrogen worden zu seyn. In den Bedingungen wurde es jedoch eingeleitet, daß man ihm seine

Schätze mußte verabfolgen lassen. Sie waren beträchtlich.

Seinen Glauben zu verlassen, konnte ihn nichts bewegen. Doch forderte er es auch von seinem Sohn nicht, hatte auch nichts dagegen, daß Fatime den annahm, wozu ihre Geburt — und die Liebe zu Innozenz — sie riefen. Er lebte fortan beim Grafen —y, und gab die Summen zur völligen Herstellung der Güter, mit dem Beding, daß Innozenz sie einst erben sollte.

Dies wurde beliebt und ins Werk gerichtet. Man fand die weitläuftigen Lehnsvettern ab. Und — Fatime, nun, in der christlichen Taufe, wieder Josephe genannt, war ja auch Miterbin. Denn es versteht sich, daß eine glückliche Heirath die wundervollen Begebenheiten endete. Schon unterwegs hatte sich in den jungen Herzen Liebe entsponnen, nun

fand sie ihre Krone, d. h. es wurden Söhne und Töchter gezeugt, die einst wieder lieben und zeugen konnten.

Die
unglückliche Hochzeit.

Zu Anfang jener Staatsumwälzung in Frankreich, die auf ganz Europa solche schauderhafte Einflüsse hatte, lebte in der Picardie ein gewisser Vicomte von Chambertin. Seine Güter waren nicht unansehnlich, er verwaltete sie selbst mit Wirthlichkeit und väterlichem Sinn gegen seine Unterthanen, die ihn nach Verdienst liebten. Viele Sorgfalt heiligte er daneben, unterstützt von einer sinnigen Gattin, dem Erziehungsgeschäft, umfing es desto angelegentlicher, weil ihm seine Ehe nur eine Tochter geschenkt hatte. Manon, so hieß ihr Name, war schön und zeigte vortreffliche Anlagen. Die Eltern suchten diese in einem mannichfachen Unterricht zu entwikkeln, und sie einem edlen Ziel entgegen zu

führen. Nur so viele Zeit ließ man sie, in Begleitung von Mutter und Vater, zu Paris hinbringen, als etwa nöthig schien, diejenige Haltung sich anzueignen, deren Mangel schon einmal dem Tadel der feinen Welt nicht entging. Dagegen bewahrte elterliche Sorge das junge Mädchen vor aller Bekanntschaft mit leichtsinnigen Grundsätzen. Sanfte Weiblichkeit, häuslicher Sinn, dem nichtige Prunkliebe und Zerstreuungssucht fremd blieben, und Hinneigung zum Landleben, sollten, wo möglich, die Grundlinien ihrer Bildung zusammenstellen. So, hoffte man, würde Manon einst am Arm eines ihr ähnlichen Gatten, so ruhig und zufrieden ihre Tage auf den zu erbenden Besitzungen hinbringen, als es mit den Personen der Fall war, denen sie ihr Leben dankte.

Manon entsprach an ihrer Seite diesen Wünschen erfreulich. Sie legte in der Hauptstadt dasjenige von ihrem Betragen ab, was

man zu ländlich, zu unbekannt mit den geschmeidigen, gerundeten Sitten der sogenannten ersten Zirkel hätte nennen können; aber das schöne Thal in der Picardie, das ihre Kindheit gepflegt hatte, gewann nur einen höhern Reiz für sie; mitten unter den Freuden, welche die Künste und gesellschaftlichen Annäherungen darboten, sehnte ihr Verlangen sich dahin. Sie belehrte sich, lernte mit Anmuth und Verständigkeit sich unterhalten, doch lieblose Urtheile, spöttische Witzeleien störte sie Niemand aussprechen. Fromme Unschuld, die Gefährtin ihrer zarten frühesten Tage, behielt auch im Getümmel von Paris ihren Wohnsitz in Manons reinem Herzen.

Auch ein Gatte, wie ihn der Vicomte von Chambertin und seine Ehegenossin für Manon gern gewählt hätten, schien sich finden zu wollen. Man knüpfte in Paris die Bekanntschaft eines jungen Edelmanns aus der Franche Comté an, den viele liebenswür-

dige Eigenschaften auszeichneten. Es war der Chevalier von Blainvill. Seine Gestalt war einnehmend, seine Empfindungsweise, sein Geist waren es noch mehr. Er huldigte den Wissenschaften, las viel und mit feurigem Antheil, nahm die aus Meisterwerken geschöpften Ideen in seine Denkart auf, forschte mit Voltaire kühn und eindringend nach Wahrheit, fühlte und schwärmte mit Rousseau für Natur und Recht. Seine Eltern waren beide zeitig gestorben, und hatten ihm ein Vermögen nachgelassen, das nicht beträchtlich war, dagegen aber ihn, bei mäßigen Ansprüchen, in den Stand setzte, unabhängig zu leben. Er hatte für einige Zeit Paris zu seinem Aufenthalt gewählt, nicht den Zerstreuungen dort nachzuhängen, sondern den Umfang seiner Einsichten zu erweitern, die Menschen in der Nähe kennen zu lernen. Er betrachtete, seiner Jugend ungeachtet, den Tummelplatz der Leidenschaften und Verirrungen, ohne sich in

ihren Strudeln mit fortgezogen zu sehn, denn eine gesunde Philosophie hatte ihn dagegen mit kräftigen Waffen ausgerüstet. Sie gewannen um so weniger über ihn, als er Manon kennen lernte. Ein geheimer Zug band ihn an das schöne fühlbare Mädchen schon im ersten Blick, eine genauere Vertrautheit mit ihren Ansichten und Gefühlen ließ ihm die innigste Zuneigung erwachen.

Demungeachtet erklärte er sich in Paris über seine Liebe, über den Wunsch, sich mit ihrem Gegenstand auf ewig zu verbinden, sogleich noch nicht. Manons Reichthum hielt ihn zurück. Er fürchtete den Verdacht, daß seine Absichten nur dadurch bestimmt würden, und hielt an sich. Als Manon sich aber mit ihren Eltern wieder entfernt hatte, empfand Blainville erst, wie viel sie seinem Herzen galt; die nun ihn quälende Leere war ihm unerträglich. Jedermann las tiefen Gram und heftige Unruhe auf seinem Antlitz. Eine

Freundin Manons drang in ihn, ihr die Ursache seiner so plötzlich umwandelten Stimmung zu entdecken. Es war ihm Bedürfniß, sich mitzutheilen, er verschwieg die Wahrheit nicht. Jetzt suchte die Freundin seine Besorgnisse zu zerstreuen. Manons Eltern, fing sie an, sind eines solchen Verdachts gegen Sie nicht fähig, auch weit von dem Entschluß entfernt, die Tochter nur einem Eidam zu vermählen, der gleiche oder noch beträchtlichere Glücksgüter aufzuweisen hat. Sie suchen ein ähnliches Gemüth, Sinn für stille Abgezogenheit, die Gatten um so viel enger aneinander bindet, als das rauschende Gewühl der Hauptstadt sie sich entfremdet. Was Manon selbst betrifft, so muntre ich Sie zu den besten Hoffnungen auf, ich glaube in ihrer Seele gelesen zu haben.

Blainville hörte das mit höchstem Entzücken. Zwar sagte ihm die Dame über den letzten Punkt wenig Neues, nach der Lieben-

den gewöhnlichen Scharfsicht war es ihm nicht entgangen, daß er einen mächtigen Eindruck auf Chambertins Tochter veranlaßt hatte; demungeachtet aber sind fremde Bestätigungen in solchen Lagen süß. Er glaubte sich nun eine Ermuthigung zum Bekenntniß seiner Wünsche schuldig zu seyn, und trat eine Reise nach der Picardie an.

Chambertin hatte ihn bei seiner Abreise von Paris zu einem Besuche auf seinen Gütern vielfältig eingeladen. Gehorchte er nun, dachte Blainville, sey immer die wahre Absicht noch nicht verrathen. Er könne zuvor prüfen, ob die Freundin auch der Alten Sinnesart richtig erforscht habe, und dann nach Umständen verfahren.

Niemand aber zweifelte in Chambertins Hause an dem eigentlichen Bewegungsgrund, der Blainville hieher geführt hätte. Manon that sich allen Zwang an, ihre Freude darüber zu hehlen, nichtsdestoweniger errieth die

Mutter bald ihren inneren Zustand, mißbilligte ihn nicht, und nahm gegen den Gast ein Betragen an, das auch den Furchtsamsten würde ermannt haben. Absichtlich ließ sie ihn mit Manon oft allein, Liebe und Gegenliebe kamen zur Sprache, die Mutter zeigte sich bereit, freudig einzuwilligen, als die jungen Leute ihr die Herzen geöffnet hatten. Sie versprach zugleich, mit ihrem Gemahl zu reden, und zweifelte keinen Augenblick, er würde die Hoffnung der Liebenden eben so gern krönen.

Wider Vermuthen zeigten sich jedoch bei dem Vicomte Hindernisse. Leistete er keinen offnen Widerstand, zeigte er doch bei den näheren Mittheilungen seiner Gattin mehr ernste Zurückhaltung als Freude, wog ab, schob weit hinaus, genug, machte Schwierigkeiten. Dies befremdete Jene um so mehr, als er, bei Blainville's Ankunft, wie sie ihm ihre Vermuthungen über die wahre Ansichten derselben, geäußert hatte, sie mit Billigung wür-

nigte. Er setzte sogar rund hinzu: Keinen Augenblick würde ich diesem Paare meinen Seegen vorenthalten.

Es waren aber politische Meinungen, die unseligen, von denen schon manche herbe Anfeindung ausging, welche seit einigen Tagen Chambertin und Blainville entzweit hatten. Die Stände waren neulich vom Könige berufen worden, begannen zu Versailles jene weltkundigen Sitzungen. Ganz Frankreich richtete die Augen auf das, was sie verhandelten, alles war auf den Erfolg gespannt, Jedermann sah großen Begebenheiten entgegen, und wünschte ihnen solche Wendungen, die mit dem eignen Glauben, was das Gemeinwohl heische, und dem eignen Vortheil, am günstigsten zusammenhingen.

Chambertin verlangte von Blainville zu hören, was binnen den letzten Tagen in Versailles vorgegangen sey, was man in Paris davon hielte. Blainville konnte Rede und Ant-

wort fertig geben, denn immer hatte er seine Blicke an jene Ereignisse geheftet, auch vielen Sitzungen der Nationalversammlung als Zuhörer beigewohnt. Demnächst waren ihm Unterhaltungen über die allen Franzosen so ansprechenden Gegenstände ein Lieblingsgeschäft gewesen.

Er hing nun seinen Berichten — und nicht ohne feurigen Ungestüm — auch seine Würdigungen an, diese aber konnten mit denen, welche der Vicomte aussprach, nicht in Einverständniß gelangen. Nirgend begegnete man sich in derselben Ansicht, Jeder Theil meinte verschieden, jeder wandte einen Reichthum von Gründen für die gehegte Meinung auf. Blainville sah in einem Mirabeau, Vergniaux, Lalli-Tollendal, hochsinnige Patrioten; Chambertin nannte sie unruhige Hitzköpfe, gefährliche Neuerer. Blainville meinte, die Nationalversammlung stelle nicht allein den Staat, sondern auch das Jahrhundert der Aufklärung geistvoll

und edelmüthig dar, sein Gegenpart beschuldigte sie des Mangels an Ehrerbietung gegen den König und das alte Gesetz. Das Vaterland ist nicht der König, wandte Blainville ein. Mit nichten! rief Manons Vater, in der Idee König muß das Vaterland gesucht werden. Der junge Chevalier glaubte, mit Abschaffung des Adels könne dem Staate nur ein Gewinn zufallen, und erklärte sich bereit, den seinigen zu Ehre gleicher Menschenrechte aufzugeben, der alte Vicomte schalt eine solche Gesinnung, als den von ehrwürdigen Vorfahren angestammten Geist beleidigend, ergoß sich in Beweisen über den Nutzen der Abstufungen in der bürgerlichen Gesellschaft, und wollte dem Staate Geld, doch nicht Privilegien opfern. Blainville sah die Religion hauptsächlich von ihrer Schattenseite an, Jener von ihrer Lichtseite. Einer hoffte von den kühnen Neuerungen eitel Gutes, der Andere weissagte nichts als schlimme Dinge, dort kamen hohe Ideale

goldner Zeiten, hier Erfahrungen über die Nichtigkeit von Tausend schönen Träumen zur Sprache, jeder von den Streitenden, wie gewöhnlich, übertrieb sein Verfechten mit blinder Partheilichkeit, Beide, wie gewöhnlich, wurden einander, ihrer geschiedenen Ansichten halber, nach und nach abgeneigt.

Die Vicomtesse sahe bald, daß ihres Gatten Einwendungen gegen eine Heirath zwischen Blainville und Manon, nur den eifrigen politischen Gesprächen ihre Entstehung dankten, und suchte sie auf alle Weise abzuschneiden. Es kamen aber täglich Zeitungsblätter und Flugschriften nach dem Landschlosse, welche den Streitfunken immer neu entzündeten. Manon bat ihren Geliebten heimlich viel, doch ihrem Vater nachzugeben, und, zum Schein wenigstens, seinen Meinungen beizutreten. Er sagte es zu, die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens begreifend, aber alle Heuchelei war seiner offnen Seele zu fremd, er vermochte es nicht

über sich, gegen seine Ueberzeugungen vom Wahren und Rechten zu sprechen.

Blainville mußte, dem Verlangen der Vicomtesse nach, sich über die Wünsche seiner Liebe gegen Chambertin erklären und um einen runden Bescheid bitten. Es hieß: Ich sage nicht Nein, nicht Ja. Manon ist noch jung, Sie auch, die Zeiten sind sehr ernst — alles Aufforderungen, mit einem so wichtigen Schritt noch Anstand zu nehmen.

Weiter brachte es der Liebende nicht, und schied wieder nach Paris. Demungeachtet nahm er in jener Antwort süße Hoffnungen genug mit, die ihm Manons Schwüre, unverbrüchlich zu ihrer Liebe zu halten und die Versicherungen der Mutter, in den Gatten eifrig um Entscheidung und Beschleunigung zu dringen, noch um ein Gutes vermehrt hatten. Diese sagte noch im Augenblick der Abreise: Wie Ihre Entfernung mich auch betrübt, nenne ich sie jetzt doch heilsam. Sie endet den trau=

rigen Zwiespalt der der Meinungen. Um des Himmelswillen setzen Sie ihn nicht in Briefen fort. Die Hoffnung: Chambertin endlich in Ihre Ansichten zu stellen, würde eitel seyn. Gewinnen Sie es vielmehr über sich, anders zu schreiben, als Sie denken. Der Feder kann dies nicht so schwer ankommen, als der Zunge. So handeln Sie am zweckmäßigsten für Ihre Liebe.

Manon blickte zärtlich auf Blainville, als ihre Mutter diesen Rath gab. Er versprach, ihm pünktlich nachzuleben, und hielt auch — seiner Liebe gedenkend, die ihn abwesend desto mächtiger anspornte — Wort. Er schrieb dem Vicomte verschiedentlich: ihn könne doch wohl über manche öffentliche Angelegenheiten ein Irrthum gefangen halten, und der Vicomte dagegen Recht haben. Dies wurde hie und da erörtert, den Alten ganz zufrieden zu stellen, der auch Antworten einsandte, welche bewiesen, seine Gattin habe nicht unrichtig gesehn.

Dieser

Dieser Briefwechsel stürzte den Chevalier späterhin in keine geringe Gefahr.

Chambertin, wenn er schon jetzt sehr freundlich schrieb, und dem Chevalier mit Achtung erklärte, eine Verbindung mit ihm und seiner Tochter sähe er so angemessen als erwünscht an, wollte hingegen den Bitten, sie näher zu rücken, oder sie mindestens vor der Hand durch eine gerichtliche Verlobung zu befestigen, nicht nachgeben. Er blieb dem alten Ausspruch über die Jugend der beiden Liebenden getreu, und das um so mehr, als die Zeiten, welche er schon früher sehr ernst genannt hatte, es täglich noch mehr wurden. Erst Aufhellung dieses trüben Himmels, schrieb er einmal, dann Vermählungswonne.

Unterdessen leuchtete die Nationalversammlung dem, was sie grauen Wahn nannte, immer kühner ins Auge, die Mehrheit des Adels war höchst unzufrieden mit ihren Beschlüssen, in sofern der König ihnen beitrat,

schloß sie auf Zwang, und die Auswanderungen, heimlich auch vom Hofe aus gewünscht, begannen. Auf allen Straßen in Frankreich wimmelte es von Kutschen und Reutern, unzufriedene Geistliche und Soldaten machten das Gewühl desto bunter, alles ging nach Deutschlands Gränzen. Jenseit hoffte männiglich Heil, und männiglich ward betrogen.

Blainville empfing um diese Zeit einen reitenden Boten von Chambertin, der ihn einlud, sogleich auf seine Besitzung zu kommen. Es geschah. Hatte aber der Chevalier einer freudigen Erklärung, in Rücksicht seiner Liebe entgegen gesehn, so wurde ihm jetzt zugemuthet, sogleich mit dem Vicomte und seiner Familie nach Coblenz zu entfliehn. Ich hoffe, sagte Chambertin, Sie werden als ein Edelmann von Ehre keinen Anstand nehmen.

Blainville mahnte den Vicomte erschrokken ab, und stellte ihm vor, daß ein solcher

Schritt nur zu leicht den Verlust seiner ansehnlichen Güter nach sich ziehn könne.

Possen, rief der Vicomte, wir bleiben nicht lange weg.

O die Heimkehr dürfte nur zu leicht den Auswanderern auf ewig gesperrt seyn, entgegnete Blainville voll Kummer.

Oesterreich, Preussen, und noch andere Mächte, waffnen sich, nahm Chambertin abermal das Wort. Mit ihren Heeren verbindet sich das Corps, welches der Prinz von Condé aus Frankreichs Adel bilden wird.

Vicomte, fiel Blainville ein, Sie wollten gegen ihr Vaterland kämpfen?

Nur gegen seine Unterdrücker, antwortete Chambertin gelassen. Ohne Zweifel folgt auch der König, und stellt sich an unsere Spitze.

Blainville behauptete, in diesem Falle würde Ludwig sehr unrecht handeln, auch die schlimmsten Gefahren über sich bringen. Der Vater seiner Geliebten entgegnete: Könige müs-

ten über alle Mißbilligung des Unterthanen erhaben seyn. Ihre Unsträflichkeit sichere die Verfassung. Diesem Grundsatz stellte der Andere die politische Philosophie eines Rousseau entgegen, und warnte abermal. Chambertin nannte es hingegen Pflicht, die Gefahren des Königs zu theilen, baute auf die Kraft der Deutschen Heere, wie Blainville dem gebündeten Volk der Heimath eine Gewalt zutraute, die jedem Angriff von Außen Troß bieten könne.

Der Streit glich sich nicht aus, beide Theile entrüsteten und erhitzten sich nur mehr. Blainville hatte mit seiner Liebe freilich mühend zu kämpfen. Sie trieb ihn an, die Flucht zu theilen. Er schwärmte aber auch für die schöne Morgenröthe der Freiheit, wie er die jetzigen Tage nannte, und war überzeugt, sowohl Chambertins Vermögen als das seinige würde dahin seyn, wenn man den Auswanderern nach Deutschland folgte. Er hatte sich zudem

kürzlich in einen patriotischen Klub aufnehmen lassen, und die Festhaltung demokratischer Ideen beschworen. So blieb ihm denn nichts, als unter vielen Thränen, die Manon und ihre Mutter jammernd erwiederten, von den Chambertins zu scheiden.

Er ging traurig wieder nach Paris zurück, Manons Bild im zerrissenen Herzen. Oft reute ihn sein Entschluß, mehr als einmal stand er im Begriff, ihn zu ändern, und um den Preis, die Geliebte zu sehn, seinem Eigenthum den Rücken hinzuwenden. Allein seine Freunde bewachten ihn, und man legte auch dem Auswandern nach und nach so viele Hindernisse, daß es fast unmöglich wurde, die Gränze sicher zu erreichen.

Harte Beschlüsse wurden gegen den Adel und seine Ländereien genommen, der sich in den Rheingegenden mit feindlicher Absicht gegen die Heimath sammelte. Auch Chambertins Güter nahm der Staat in Beschlag.

Dies war kaum geschehn, als sich Blainville verhaftet sah. Sein Mißgeschick wollte, daß man dort jene an den Vicomte geschriebenen Briefe entdeckt hatte. Die Sache war höchst gefährlich; Blainville, obgleich nichts weniger als schuldig, wurde auf den Tod angeklagt. Mit einer rührenden Beredsamkeit sagte er jedoch im Verhöre aus, wie ihn Liebe zu einer ihn sonst fremden Verläugnung seiner wahrhaften Grundsätze hingerissen, ihn zum Lügner gemacht habe, berief sich daneben auf seine Verbindung mit dem patriotischen Klub, auf seine freiwillige Entsagung des Adels. Freunde von Einfluß standen ihm bei, und so fiel das schon über seinem Haupte schwebende Eisen der Guillottine nicht. Er wurde freigesprochen, alles rieth ihm aber, zur Armee zu gehn, um desto mehr seinen Eifer für die allgemeine Sache zu beweisen. Auch war nur dort für diejenigen fernere Sicherheit zu hoffen, die irgend einen Verdacht auf sich gela-

den, und vor der Hand sich noch gerechtfertigt hatten.

Blainville, zufolge seiner ganzen Sinnesart, hatte niemals zum Kriegesleben sich berufen gefühlt, die Stelle eines Repräsentanten des Volks würde seinen Neigungen weit mehr entsprochen haben, allein er mußte gehorchen. Er ließ sich bei einem Freiwilligenbataillone einschreiben, das zu Dümouriers Heer stieß. Der Waffenklang, das Singen der Marseiller Hymne, betäubten seinen innern Unmuth ziemlich, er gewann nach und nach die blutigen Kämpfe lieb, zeigte Tapferkeit und entwickelte löbliche Soldatentalente. Deshalb wählte man ihn auch bald zum Offizier, und nach der Schlacht von Jemappe, wo er sich rühmlich ausgezeichnet hatte, und der Inhaber des Bataillons gefallen war, empfing Blainville dessen Stelle. Späterhin mußte er nach dem Elsaß, um unter Pichegrü's Fahnen zu streiten.

Während dessen ging es der Familie Cham-

bertin sehr übel. Der Vicomte hatte zwar Summen und Kostbarkeiten mitgenommen, aber doch nicht so viel, als bei längerer Vorbereitung zum Entfliehen würde geschehen seyn. Auch meinte er, wie die übrigen Adlichen, die Abwesenheit vom Vaterlande könne sich unmöglich in die Länge ziehn, und fand sich, wie sie, in seinem Hoffen betrogen. Der Aufenthalt in Coblenz nahm viel hin. Der Zufluß solcher Mengen verursachte Theurung, die Wohlhabenden sprangen auch den Unbemittelten im Anfange thätig bei. Aus Monden wurden Jahre. Chambertin rüstete eine Compagnie von Adlichen, auf seine Kosten, mit Waffen aus. Von seinen Gütern wurde ihm nichts mehr gesandt, denn man hatte sie eingezogen.

Er brachte seine Gattin und Manon nach einer kleinen Stadt in Schwaben, wo sie zuletzt in Dürftigkeit sinken mußten. Jene, nie einverstanden mit Chambertins Auswanderung, und von Manon, die um den verlornen Ge-

liebten weinte, nur schwach getröstet, wurde aus Kummer und Mangel siech, und starb endlich an einem schleichenden Fieber. Manon, für die ihr Vater beinah nichts mehr thun konnte, sah sich genöthigt, mit einer alten Bürgerwittwe, bei der sie ihre Wohnung aufgeschlagen hatte, von Handarbeiten zu leben.

Doch erblickte sie ein Offizier des condeischen Corps, ward von ihren Schönheiten bezaubert, und hielt beim Vater um sie an. Chambertin sagte: Und wovon, mein Herr, denken Sie Manon zu ernähren? Der Ausgewanderte sprach von seinen Besitzungen in Languedoc. Um die kann es so gut geschehen seyn, als um die meinigen in der Picardie, seufzte Jener. Sollte es uns einst vergönnt seyn, wieder in die Heimath zu kommen, und das Eigenthum in Empfang zu nehmen, melden Sie sich, jetzt wäre eine Heirath Thorheit, nur an den Krieg haben wir zu denken.

Dieser Bescheid entrüstete den Offizier hef-

tig. Er wallte von Leidenschaft, und gab keinem ernsten Nachdenken Raum. Gleichwohl mußte er sich fügen.

Es gab späterhin ein Gefecht am Rhein. Eine Abtheilung der Ausgewanderten, wobei auch Chambertin sich befand, sah sich mit darin verwickelt. Sie wurden jedoch zersprengt, die Republikaner siegten. Chambertin floh mit den Seinigen, wurde in der Nacht von ihnen getrennt. Allein irrte er in einem Wald, sah gegen Morgen ein Lagerfeuer, und meinte, Oesterreicher hätten es angezündet. Er eilte darauf zu. Die Vorposten aber fragten statt in deutschen in französischen Worten um die Loosung. Chambertin warf nun sein Pferd herum, wollte davonjagen. Ein Schuß streckte es in dem Augenblick zu Boden, Soldaten liefen hinzu, der alte Mann leistete vergeblich Widerstand.

Man jubelte, einen Emigrirten gefangen zu haben, und führte ihn zum nächsten Ba-

taillon, das um das Lagerfeuer gesammelt, auf einer Höhe den äußersten Flügel des einen Treffens deckte. Chambertin hatte sich immer vorgenommen, wenn ihn einmal das Unglück der Gefangenschaft treffen sollte, durch eine Pistolenkugel das Leben zu enden. Ich muß, hatte er sich gesagt, als Ausgewanderter doch sterben, geschieht es freiwillig, seh ich nicht den Hohn der Feinde noch. Aber nicht alle Entschlüsse werden vollzogen. Der Gedanke an Manon hatte in jenem Augenblick Einflüsse, die Pistolen wurden, statt auf die eigne Brust, nach den Feinden abgefeuert. So mußte Chambertin dennoch lebend folgen.

Die Soldaten riefen am Feuer den Bataillonchef. Er saß, in einen Mantel gewikkelt, unter den Grenadieren, und sprang auf.

Ein gefangener Emigrirter, hieß es.

Der Offizier kam entgegen. Das Feuer leuchtete hell. O Himmel, es war Blainville.

Demungeachtet erkannte ihn Chambertin

nicht, das Herz war dem alten Edelmann zu beklommen, der Gedanke an das strenge Gesetz der Republik hatte ihn verwirrt gemacht. Dagegen sah Blainville zur Stelle, wen er vor sich hatte, erschrack aber auch heftig, denn seine Pflicht legte ihm nun auf, den Vater der Geliebten ans Kriegesgericht zu liefern, wo von Schonung keine Rede seyn konnte.

Schnell verbarg er das Gesicht mit einem Tuche, faßte sich, und sagte mit etwas veränderter Stimme: Ich werde ihn selbst zum Brigadegeneral im nahen Dorfe führen. Zugleich befahl er einem Corporal, ihm nachzufolgen.

So wurde den übrigen Soldaten kein Argwohn erregt, dem Corporal traute aber Blainville vollkommen, er kannte seine Ergebenheit für ihn, die gränzenlos war, denn vor einiger Zeit hatte ihm Blainville das Leben gerettet.

Man begab sich auf den Weg zum Dorfe. Weit genug vom Bataillon eröffnete Blainville dem Corporal, wie nahe ihm der Gefangne angehe, und wie er entschlossen sey, ihm die Freiheit zu geben. Du, fuhr er fort, wagst dabei nichts, ich werde am Dorfe Dir befehlen, stehn zu bleiben, was weißt Du dann, wo der Gefangene weiter blieb. Es sind viele Andere eingebracht, so wird es auch schwerlich ruchbar werden, was ich gethan habe. Von Dir verlange ich nur Schweigen.

Der Corporal gelobte es mit einem Schwur, und nun gab sich Blainville dem Alten zu erkennen. Chambertin sank mit heißen Thränen in seinen Arm. Hätt' ich Ihnen gefolgt, Blainville, rief er, wohl sagten Sie Schlimmes zuvor, doch es ist geschehn, ich büße nun mit dem Leben. Daß ich meinem Könige treu blieb, erhebt mich über den Tod, nur half ihm auch nicht, was ich und Andere thaten, er

mußte dennoch fallen. Deshalb wünschte ich, Ihren Rath —

Blainville unterbrach diese Geschwätzigkeit. Um des Himmelswillen, rief er, sagen Sie mir, wo Manon ist?

Er vernahm, wie es ihr ging, und wie ihre Mutter gestorben sey. Bald ist sie nun auch eine vaterlose Waise, setzte Chambertin klagend hinzu.

Blainville fühlte Manons Leiden tief, weihte dem Andenken ihrer Mutter eine Thräne, jubelte aber dabei heimlich, daß nicht etwa eine Verheirathung zur Sprache gekommen war. Chambertin, fing er wieder an, Ihr Leben steht in meiner Hand, doch auch Ihre Freiheit. Nehmen Sie die letzte an, doch mit der Bedingung, Manon aus dem Städtchen abzuholen, und in einer abzuredenden Zeit sich mit ihr bei unsern Vorposten einzufinden. Ich mache es möglich, ohne Aufsehn sie in Em-

pfang zu nehmen. Sie giebt sich einen andern Namen und wir heirathen uns.

Chambertin hatte alle Gründe, einzuwilligen, Blainville zeigte ihm den Weg zum österreichischen Lager, und begab sich, voll Entzücken, wieder zum Bataillon.

Dem Alten wurmte das gethane Versprechen in einigem Betracht. Er sollte die Tochter, das Letzte was seinem Herzen übrig war, dahin geben, wenn man, wie es den Anschein nur zu sehr hatte, nicht Frankreich besiegte, ewig von ihr getrennt seyn. Sein politischer Meinungseifer hatte sich zwar durch Leiden ziemlich abgekühlt, er war dahin gekommen, mit Fontenelle zu sagen: Jeder hat Recht, demungeachtet konnte er Blainville nicht hold seyn, ihm, dem Republikaner, ihm, der seiner Ahnen vergessend, den Chevalier zum Bürger umgewandelt hatte. Mit diesem Bürger sollte Manon sich verbinden, durch eine republikanische, nicht einmal eine religiöse Förmlichkeit.

Lauter beunruhigende, selbst empörende Ansichten. Die Schaumünze jedoch auf der Kehrseite betrachtet, hatte er Blainville nun sein Leben zu danken. Manon liebte Blainville, litt Mangel, Jener besaß Vermögen genug, anständig für sie sorgen zu können. Was sollte aus Manon werden, im Fall seines Todes. Fand Blainville den seinigen im Krieg, blieb Manon ein Erbe. Und, was endlich den Ausschlag gab, Chambertin hatte ihre Ablieferung versprochen, ein alter französischer Edelmann mußte sein Wort halten. Er wandte Kränklichkeit vor, und begab sich ins Hauptquartier, auf einige Zeit Urlaub nachzusuchen. Seines Alters willen empfing er ihn leicht, wollte sich nun auf den Weg zu seiner Tochter machen. Doch jener Ausgewanderte, der eben sich auch in des Prinzen Nähe befand, sah ihn und rief sehr freudig: Wohlan Vicomte, Sie fragten: wie ich, ehe meine Güter in Languedoc mir wieder anheimgefallen wären, Manon zu erhalten

halten dächte. Jetzt kann ich antworten. Ich habe einen Wagen mit Assignaten erbeutet, und sie, durch einen Kaufmann von Basel, gegen klingendes Silber umgesetzt. Der nette Gewinn beträgt über Sechzigtausend Franken. Ich hoffe, nun werden Ihre Schwierigkeiten am Ende seyn.

Der Vicomte erschrack, an das gegebne Wort denkend. Er war ohnehin dem Ausgewanderten, der ein wüstes Leben führte, nicht zugethan, und überlegte bei sich, daß Spiel und andere Verschwendungen ihn ohne Zweifel bald wieder so arm als wie vorhin machen würden. Deshalb sann er eine Nothlüge aus, und erzählte Jenem, Manon befinde sich nicht mehr in Schwaben, sey vielmehr mit einer Verwandtin nach Rußland gegangen, wo sie als Gouvernantin ein Unterkommen suchen wollten.

Pfui, Vicomte, rief der Andere, Ihre Tochter eine Gouvernante.

Ach, seufzte Chambertin, manchen von denen, die ihr Vaterland reich mieden, wird ein demüthigendes Loos beschieden seyn.

Der Liebhaber verlangte, Manon sollte zurückgerufen werden, Chambertin zeigte die Weitläuftigkeit, vertröstete dann Jenen durch ein scheinbares Zugeständniß seiner Bitte, und entfernte sich.

Der Ausgewanderte schöpfte jedoch nach einigen Tagen Verdacht. Was Chambertin ihm gesagt hatte, dünkte ihm fabelhaft. Er entband sich für eine kurze Frist auch von seinen Geschäften und eilte in das schwäbische Städtchen nach.

Hier mittelte er sogleich aus, wie Manon keineswegs in den Norden abgegangen sey, vielmehr gestern, von ihrem Vater begleitet, den Ort verlassen habe. Wohin sich beide gewendet hätten, konnte man dagegen nicht melden.

Der Emigrant, so befremdet als zur Wuth

aufgereizt, zog auf allen Pfaden Erkundigungen ein, rastete nicht, bis es ihm gelang, dem Vicomte und seiner Tochter auf die Spur zu kommen. Sein Erstaunen häufte sich, wie sein Zorn, als er inne werden mußte, Jene hätten ihren Weg gegen die Vorpostenkette des republikanischen Heeres genommen. Er folgte ihnen mit Ungestüm.

Der Vicomte begegnete ihm allein, ungefähr eine halbe Meile von jenen Wachen, und mitten in der Nacht. Auf die Frage: wo Manon sey, blieb der Alte die Antwort schuldig. Er wurde mit schneidenden Vorwürfen und Anklagen treuloser Falschheit bestürmt, der Ausgewanderte bewies ihm höchst entrüstet, daß er von dem, was in dem schwäbischen Städtchen geschehn, unterrichtet sey. Wo ist nun Manon? fuhr er fort, ich frage abermal, bin zwiefach dazu berechtigt, als Liebender und als französischer Edelmann. Mich speiseten Sie mit Lügen ab, mir, wenn ich Ihre Tochter schon

anbete, wurde sie geraubt, und entweder haben Sie Manon ermordet, oder sie den Feinden überliefert.

Der Vicomte gerieth außer sich. Mit ängstlich ungeduldigen Schmerz fuhr er auf: Wohlan, so mögen Sie die Wahrheit hören und richten. Er hehlte nichts, und fragte zuletzt: ob das gerettete Leben keines Danks werth sey, ob seine Ehre nicht unumgänglich bedungen hätte, das abgelegte Versprechen zu erfüllen.

Der Andere kannte nur die Sprache erbitterter Leidenschaft. Weit entfernt, die That zu billigen, galt sie ihm ein Verbrechen um den Royalismus, das ihm seine Pflicht anzuzeigen gebiete. Nichts beruhigte ihn, Tausend giftige Kränkungen strömten von seinen Lippen.

Der Vicomte rief: Nichtswürdiger, ich duld' es nicht mehr. Pistolen oder Degen

mögen zwischen uns entscheiden. Nur Einer soll lebend von dannen gehn.

Ich werde mich schlagen, entgegnete der Wüthende, doch erst, wenn ich die Sache nach Gebühr anhängig machte.

Er sprengte davon, und grade ins Hauptquartier, wo er einem der befehligenden Generale von Allem Nachricht gab.

Chambertin folgte, und ward zu dem General beschieden, wo er auch seinen Feind traf. Mit Kälte und Billigkeit wog der General, und entschied: daß Chambertin, zufolge aller Umstände, Rechtfertigung verdiene. Doch, setzte er hinzu, muß, der Uebrigen willen, die Begebenheit schon in ein ewiges Geheimniß begraben werden. Junger Mann, Sie sind dem ehrwürdigen Alter des Vicomte Achtung schuldig. Ich dringe auf eine Versöhnung mit ihm.

Der General ruhte nicht, bis er diese Versöhnung zu Stande gebracht hatte. Chambertin ging dabei aufrichtig zu Werk, der Andere aber nicht, wie man sehen wird.

Manons Ablieferung war, zu Blainville's und ihrem Entzücken, vollkommen gelungen. Der Bataillonschef, begleitet von seinem treuen Corporal, hatte sich an die äußerste Wachenlinie begeben, und dort seine Geliebte empfangen. Mit Hülfe der Nacht konnte man sie leicht in ein Städtchen hinter dem Lager schaffen. Dort hieß es, Manon wäre aus dem Innern Frankreichs angelangt. Sie borgte einen fremden Namen, und so machte ihre Erscheinung kein verdächtiges Aufsehn.

Blainville drang auf eine schnelle Heirath. Sie wurde durch den Umstand begünstigt, daß sein Bataillon, in einigen Gefechten hart mitgenommen, nach Straßburg verlegt werden sollte. Dort konnten Monden hingehn, bis

sein Abgang ersetzt, und die neue Ausrüstung mit allen Nothwendigkeiten vollendet war. Manon ging nach jener Stadt ab, Blainville folgte in wenigen Tagen mit seinem Bataillon.

Wie glücklich fühlten sich die Liebenden. Der Vermählungstag wurde in kurzem anberaumt, und kam heran. Nach damaliger Zeitsitte in Frankreich galt die Ehe nur ein bürgerlicher Vertrag, die Ceremonie wurde nicht durch einen Geistlichen, sondern auf dem Municipalitätsgebäude durch einen Civilbeamten vollzogen. Dies war geschehn, das junge Paar in die neue Wohnung zurückgekommen, wo einige treue Freunde sich versammelt hatten.

Mit diesen geladnen Zeugen saßen die Neuvermählten eben an einer mäßig besetzten Tafel, als plötzlich ein Volksdeputirter des Rheinheeres in den Saal trat. Finster erkundigte er sich nach Blainville und Manon de Chambertin. Jener ward todtenbleich, den ei-

gentlichen Namen seiner Gattin zu hören. Zu verheimlichen war aber nichts mehr.

Mit strafendem Nachdruck sagte der Republikaner: Manon ist eine Ausgewanderte, und nach dem Gesetz des Todes schuldig. Und Dich — an Blainville sich richtend — verhafte ich, der Gemeinschaft mit Feinden, und des Verbrechens willen, den schon gefangenen Vicomte freigegeben zu haben.

Bestürzung und Grausen auf allen Wangen. Gewaffnete, schon an der Thüre, nahten, und führten beide Theile in besondere Kerker ab. Dies war die noch gehoffte Glückseligkeit an einem Tage, dem Blainville und Manon in himmelvoller Wonne entgegengeblickt hatten.

Sie blieben nicht in Straßburg, wurden schon den andern Morgen nach Lion abgeführt, wo damals grade der schreckliche Collot d'Herbois sein unerflehliches Blutgericht hielt.

Blainville konnte nicht begreifen, was seine That ruchbar gemacht hatte. Er mußte glauben, der Corporal sey zum Verräther geworden, und fluchte ihm Tausendmal.

Dem war jedoch nicht also. Jener Ausgewanderte vielmehr, hatte in schwarzgalliger Eifersucht das Unheil vorgekehrt. Mit einem Sprachrohr gerüstet, war er gegen die Vorposten geritten, und hatte ihnen alles kund gethan. Die Vorposten hatten nicht gesäumt, das Vernommene weiter zu melden. Es drang zu den Ohren des Volksdeputirten, dem seine Pflicht Strenge auflegte.

In Lion begannen die Verhöre. Abzuläugnen war nichts. Dem Gericht war das Erbarmen fremd. Es heftete die feindseligen Blicke nur auf die nackte Handlung, welche das republikanische Gesetz klar verdammte, nicht auf die schönen Gefühle, womit sie in Beziehung stand. Tod Beiden, hieß das Urtheil.

Blainville und Manon flehten nur, zugleich sterben zu dürfen. Man bewilligte die traurige Bitte. Erst auf der Todesbühne nahten sie einander wieder, und sanken sich in die Arme. Gleich darauf fiel das Messer.

Die Liebenden

in den Flammen von Moskau.

Zu Anfang der französischen Staatsumwälzung lebte ein Marquis d'Ainville. Sein Geschlecht war alt, hatte ehedem in der Picardie Ländereien besessen, späterhin aber sich im Elsaß angekauft. Er war schon betagt, seine Gemahlin längst verstorben. Sie hatte ihm jedoch einen Sohn nachgelassen, an dem er mit innig väterlicher Liebe hing. Louis d'Ainville, so hieß dieser Sohn, war ihm auch mit kindlichen Gefühlen zugethan, dagegen theilte er des Vaters Ansichten und Ueberzeugungen nicht. Der Alte haßte alle Grundsätze, welche die Revolution predigte, als der festen gesellschaftlichen Ordnung, den Unterthanenpflichten, welche man dem Könige schuldig sey, entgegen, und Einrichtungen auflösend, die

ihm durch ehrwürdige Jahrhunderte geheiligt dünkten. Louis meinte aber: alle menschliche Dinge wären einer klugen Verbesserung fähig, also auch der gesellschaftliche Zustand, um so mehr, wenn sich, wie ihm das in Frankreich einleuchtete, darin drückende Mängel eingeschlichen hätten. Es schien ihm auch, daß, wenn ein Volk Unterthanenpflichten gegen seine Regierung auszuüben habe, diese auch an ihre, den Beherrschten schuldige, denken müsse, und daß Frankreichs König ehe gewönne als verlöre, wenn man Verwaltungsgrundsätze aufstelle, die mit Billigkeit die Rechte aller Stände zum Augenmerk nähmen. Was die Einrichtungen anlangte, die, nach seines Vaters Ausspruch, ein graues Alterthum heiligte, so behauptete er, daß aus jenen Tagen sich auch Irrthum und Wahn genug in die Gegenwart verpflanzt habe, und daß viel, was in längst entflohnen Jahrhunderten passen mochte, für die jetzigen Zeiten keinesweges noch dienlich sey. Dahin

schien ihm die religiöse Verfassung in seinem Vaterlande zu gehören, und nicht minder die, auf andere Volksklassen schwer lastenden, Privilegien, des Geburtsadels. Wenn die vorweltlichen Beziehungen der Religion ein bildliches zu den Sinnen sprechendes Auftreten abnöthigten, so meinte Louis, daß nunmehr die Menschheit dem Gängelbande symbolischer Darstellungen entwachsen, eines Vernunftglaubens fähig sey, der mehr im rechtlichen Thun, als in Förmlichkeiten, den moralischen Sinn darlegte. Wenn es einst, wo man noch überall Heiden zu bekehren, und eine rohe, nur anschaulichen Eindrücken empfängliche, Menge an die Kirche zu binden hatte, zweckmäßig war, die Priester in Glanz zu kleiden, und ihnen auch allerlei Macht zu verleihen, so glaubte er, diese Bewegungsgründe hätten lange geendet, die reiche Tempelpracht koste den Staaten bei weitem zu viel, die Gewalt der Geistlichen verlaufe sich nur zu oft in einen schädlichen

Mißbrauch. Gegen die Ehelosigkeit der Kirchenbeamten, gegen alles Mönchthum und Nonnenthum, hegte er einen tiefen Abscheu. Nie, behauptete er, sey nothwendig oder heilsam gewesen, was so offenbar die Winke der Natur anfeinde. Politik des Stuhles zu Rom, und alberne schwärmerische Träumereien hätten allein so widersinnigen Brauch dem Christenthume zugesellt. Ueber den Geburtsadel dachte Louis eben so aufgeklärt, und es ergiebt sich da von selbst, wie sein Urtheil über Feudaleinrichtungen, Stammbäume, und was daran hing, auffallen mußte.

Daß ihm inzwischen sein Vater auch vieles mit Beredsamkeit zu entgegnen hatte, wenn solche Gegenstände zur Sprache kamen, darf auch keinem Zweifel unterworfen seyn. Denn was von irdischen Dingen ließe sich nicht eben so mit Gründen vertheidigen, als tadeln. Jeder stützt sich auf seine Meinung, und hat in dem Gesichtpunkte, aus welchem er sieht, auch

immer

immer Recht. Nur kläglich, daß Meinungsstreite nicht allein mit Worten kämpfen, daß sie auch feindselige Leidenschaften entzünden, ja daß ihnen, wenn sie bei ganzen Völkern angeregt sind, Blutströme zu Opfern fließen.

Louis d'Ainville blieb auch nicht bei den Worten seiner Meinung stehn. Er liebte die Tochter eines Kaufmanns, Albine genannt. Das Städtchen, worin ihr Vater wohnte, lag nur eine halbe Meile von den Gütern, bei Gelegenheit eines Kaufs von Waaren hatte der junge Edelmann sie gesehn, sich entflammt gefühlt durch ihre Schönheit, unter allerhand Vorwänden gesucht, oft mit ihr zu sprechen, und weil er da noch edle Gefühle und einen hellen Geist entdeckte, so nahm seine Leidenschaft um so mehr zu.

Montbrun, so hieß Albinens Vater, war nicht reich, und sein Handel litt drückend unter den Zeitumständen. Er beobachtete die wie-

derholten Aufwartungen des jungen d'Ainville genau, und fand, da er einst mit Absicht sich in Albinens Zimmer umsah, einige Briefe von ihm.

Er sagte also bei seinem nächsten Einfinden: Herr Marquis, Sie erzeigen meiner Tochter die Ehre, ihr Zärtlichkeiten mündlich und schriftlich zu bestellen. Erlauben Sie, wenn ich das im ganzen Ernst verbitte. Meine Tochter ist arm, besitzt nichts als ihre Ehre, die bei einem Umgang mit Ihnen auf dem Spiel stände. Es sind schon Einrichtungen getroffen, daß Sie Beide einander nicht mehr sehn werden.

Mein Herr Montbrun, entgegnete Louis, wer hat sich unterstanden, mich bei Ihnen zu verläumden. Wie können Sie glauben, ich hegte Absichten, welche der Ehre Ihrer Tochter entgegenliefen. Ist sie arm, desto besser, denn ich bin reich, und will sie heirathen.

„Ei, Sie sind von Adel, wir nicht.“

Bald wird man den Adel bei uns abschaffen.

„Und wenn das geschieht, wird Ihr Herr Vater seine mir wohlbekannten Grundsätze über diesen Punkt nicht ändern. Nur er könnte mich beruhigen, Sie nicht. Schaffen Sie seine Einwilligung, und Albine soll aus dem Kloster, wohin ich sie verbarg, in Ihre Arme fliegen.“ —

Alle Mühe, welche der Sohn anwandte, den Vater zu bewegen, hatte keinen Erfolg. Mit dem vollen altsittigen Stolz eines französischen Edelmannes der vorigen Zeiten, lehnte er sich gegen diesen Entschluß auf. Er verwies bitter die niedrige Gesinnung an Louis, der einen Stamm verunreinigen wollte, den, seit den Zeiten der Carolinger, die Ahnen untadelhaft erhielten. Der junge Marquis wandte ein: die Wurzel jedes Stammbaums ist ein Verdienst. Albine besitzt es in so trefflichen

Eigenschaften, als man es bei ihrem Geschlecht nur wünschen kann, sie ist daher vom ächtesten, gediegensten Adel, nur mit der Abweichung, daß sie es durch sich selbst, durch keinen Siegelbrief, keinen angeerbten Namen ist. Desto besser ohne Zweifel. Eine Sonne, strahlt sie mit eignem Licht, wogegen der meiste Geburtsadel das seinige, Wandelsternen ähnlich, borgt.

Man hätte indessen mit dem bloßen Finger leichter in eine Marmorwand Buchstaben gezeichnet, als sich eines Eindrucks auf das starre Gemüth des alten d'Ainville erfreut, so bald es Meinungen über den Adel galt. Er drohte mit Fluch und Enterbung, wenn Louis sein Vorhaben nicht aufgäbe, und keine Bitten, keine Thränen vermochten ihn zu einer günstigen Erklärung zu bewegen.

Der Sohn liebte nun zwar Albinen unendlich heftig, doch nahm er auch das kind-

liche Verhältniß sich zu Herzen. Ihn schauderte vor dem Gedanken, des Alten Zornfluch auf sich zu laden. Deshalb versuchte er es, ob die glühende Leidenschaft zu überwinden sey, und blieb aus dem Hause des Kaufmann Montbrun weg.

Inzwischen änderte sich bald viel. Der meiste Adel behauptete, an seinen Vorrechten gekränkt zu seyn, und nannte es eine Pflicht, dem Könige, dessen Freiheit man beeinträchtigt habe, bei fremden Mächten sowohl Hülfe zu schaffen, als mit eignen Armen ihm beizustehn. Die Auswanderungen nach Deutschland begannen also.

Der Vater zeigte sich, bei der ersten an ihn gelangten Aufforderung, willig, und begehrte von dem Sohne, ihn zu begleiten.

Louis machte ihm die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen. Wir alle, sagte er, und folg-

lich auch den König, gehören dem Vaterlande. Wie dürfen wir als Patrioten ihm Feinde erwecken, oder gar selbst das Schwert gegen Frankreich ziehn. Verlangt es die Noth des Staates, daß wir seine Lasten theilen, so ist nichts billiger, als jede Abneigung gegen diese Bürgerpflicht in uns zu tödten. Betrachten wir auch unsern wahren Vortheil, so müssen wir vor nichts mehr erschrecken, als vor einer Auswanderung. Denn wie leicht auch Viele hoffen, sie werde nur auf eine kurze Frist nöthig seyn, der angerufne Beistand, nach wenigen Monaten, in Frankreich die alte Ordnung der Dinge herstellen, so blicke ich mit ganz andern Augen in die Zukunft; die Nation, aufs Aeußerste getrieben, wird ihre Kräfte brauchen lernen, und die Plane der Gegner vereiteln. Sie wird den Ausgewanderten ihre Güter einziehn, und Niemand es ihr verübeln können. Gewinnen Sie es nicht über sich, dem allgemeinen Rufe entgegen zu streben, so las-

sen Sie mich bleiben, und, indem ich mich in die neuen Einrichtungen füge, zu unserm Eigenthum sehe. Mir scheint, dies müsse dann auf jeden Fall erhalten bleiben. Siegt die Revolution, so kann sie mich des Vatererbes nicht berauben, weil ich ihr huldigte. Siegen die Ausgewanderten, so werde ich zwar ihre Rache erfahren, aber Sie treten doch ein Besitzthum wieder an, um das, wenn ich Ihnen folgte, es leicht geschehn seyn dürfte.

D'Ainville fand doch manches in diesem Urtheil gegründet, und sagte endlich: Wenn der Sohn es über sein Gefühl bringen könne, möchte er bleiben.

Vater und Sohn trennten sich nun, dieser blieb auf den Gütern im Elsaß, und der alte Marquis begab sich nach Coblenz, dem Hauptversammlungspunkt der Ausgewanderten.

Louis hatte richtig gesehn. Die Nation traf Maasregeln, wie der Adel sie nicht befürch-

tet hatte, und in seinen Hoffnungen fand er sich, je länger je mehr, getäuscht.

Da Louis, nach des Alten Entfernung, keinen Widerspruch mehr hörte, gab er sich allen neuen Verfügungen, nicht allein mit Bereitwilligkeit, sondern auch mit Enthusiasmus hin. Gern entsagte er dem Adel, es war ein Triumph für ihn, sich einen republikanischen Bürger zu nennen. Sein Antheil für die gemeine Sache wuchs, als der Krieg begonnen hatte, und das republikanische Heer seine Feinde von den Gränzen zurückschlug.

Es ließ sich mit Gewißheit darauf zählen, daß eine alte Ordnung der Dinge nicht wiederkehren werde. Und eben so schienen die Ausgewanderten, vermöge der gegen sie erlassenen harten Gesetze, auf ewig von ihrem Vaterlande entfernt. Nun glaubte Louis sich auch wieder nach seinem Mädchen umsehn zu dürfen. Er ging zum Kaufmann Montbrun, und sprach:

dem Adlichen versagten Sie Ihre Tochter, wollen Sie den Bürger noch abweisen?

Montbrun widerstand nicht länger. Albine war aus dem Kloster zurückgekehrt, wohin er sie als Kostgängerin gesandt hatte, denn es war aufgehoben. Seyd glücklich, rief ihr Vater.

Louis hatte demungeachtet noch kindliche Gewissenhaftigkeit. Er wollte noch seine Verbindung nicht vollziehn, bis der alte Marquis damit einverstanden wäre. Er stand mit ihm, wie bedenklich es auch schien, in einem geheimen Briefwechsel. Denn, bei seiner Ueberzeugung, die Abwesenheit aus Frankreich werde sich nicht in die Länge ziehn, hatte er sich mit keinen bedeutenden Summen versehn. Da mußte ihm denn Louis von Zeit zu Zeit Geld übermachen. Ein Handlungshaus in Basel, auf dessen Verschwiegenheit man baute, trug für die Ablieferung der Briefe und Wechsel

Sorge. Louis schrieb nun seinem Vater über die Erneuung seiner alten Wünsche. Albine macht einmal das höchste Glück meines Lebens, drückte er sich aus, unser Stammbaum ist am Hauch der Zeit verwelkt, ich flehe, mir nicht länger Ihre Einwilligung vorzuenthalten.

Der Marquis hatte den alten Sinn keinesweges verändert, und hoffte, wie seine Mitbrüder immer noch, die Zeit werde bald nahn, wo man siegend in Frankreich einzöge. Dennoch schätzte er die gehorsame Ehrfurcht an Louis, der, was er jetzt frei thun konnte, nicht ohne des Vaters Zustimmung vollziehn wollte. Er überlegte daneben, wie man jetzt in Frankreich die Ehen nicht am Altar, sondern durch einen bürgerlichen Vertrag knüpfte. Das schien ihm, dem guten Katholiken, nichts wie ein Concubinat, und gegen das hatte wieder ein altfranzösischer Edelmann so viel nicht einzuwenden. Er beschloß also, den Bitten

des Sohnes nachzugeben. Komme ich wieder nach Frankreich, dachte er, und die Republik ist aufgehoben, wirke ich erst meinem Sohne Verzeihung wegen seines Zurückbleibens, das zum Erhalten der Güter nöthig schien, aus, und dann lasse ich seine sogenannte Ehe für ungültig erklären. Am Genuß wird die Flamme dann erkaltet seyn, und Louis sich zu einer Heirath, wie sie dem wiedergebornen Marquis ziemt, bequemen. Er antwortete ihm also: „in die republikanische Ehe meines republikanischen Sohnes willige ich hiermit."

Louis ahnte aus diesen Worten allerdings einen geheimen Vorbehalt, denn er kannte seinen Vater. Inzwischen lächelte er dabei, weil er vollkommen überzeugt blieb, die Hoffnungen des Marquis, einst das Band, welches ihn an Albinen knüpfen sollte, trennen zu können, würden eitel seyn.

Nun verschob er sein Glück nicht mehr,

und heirathete die Geliebte. Selig fühlten sich Beide, einander zu besitzen, und alle Hindernisse, die ihren Wünschen zeither begegnet waren, machten nur, daß sie nun um so glühender sich ihrer liebenden Entzückungen freuten.

Doch hatte ihr Bund einen ergrimmten Feind. Ein Handlungsdiener bei dem Kaufmann Montbrun liebte auch vorlängst Allinen, und wollte ihre Hand erringen. Des reichen Nebenbuhlers willen sah er sich zurückgesetzt. Sein Schmerz, seine Wuth dachten auf Rache. Er hoffte sie um so leichter üben zu können, weil er in den letzten Zeiten bei der Munizipalität in Montbruns Wohnort angestellt war. Blutig herrschte eben das Schreckenssystem. Auf jede Verbindung mit den Ausgewanderten, welcher Vorwand sie auch beschönigen möchte, hatte man die Todesstrafe gesetzt. Laval, so nannte sich Jener, schöpfte die Vermuthung, der Bürger Ain-

ville stände mit dem Marquis d'Ainville im Briefwechsel. Sie gründete sich auf die zärtliche Achtung, womit er den Sohn immer noch von dem Vater hatte sprechen hören, auch war in Montbruns Hause ihm ein unvorsichtiges Wort entfahren, das zu erkennen gab, er wisse stets dessen Aufenthalt. Laval spähte weiter, und brachte in Erfahrung, daß jezuweilen, von Ainville's Landsitz, ein Bote heimlich nach Basel gesendet würde. Es wurde nicht gesäumt, diesen Umstand schnell der Behörde anzuzeigen. Man lauerte dem nächsten rückkehrenden Boten auf, durchsuchte ihn, und fand richtig ein Schreiben des Marquis vom Condéschen Heere. Es enthielt nicht allein Familienangelegenheiten, sondern d'Ainville schmähte darin auch die Republik, und versicherte, der Tag sey nahe, wo die Braven, die für das gute Recht der Lilien stritten, die neuen strafbaren nichtigen Formen zerbrechen würden. — Sogleich wurde

in Folge dieses ein Befehl gegeben, den Sohn zu verhaften.

Durch einen redlichen Freund, der auch ein öffentliches Amt verwaltete, empfing Montbrun noch zeitig einen Wink, und schrieb seinem Schwiegersohn: Ist Ihnen Ihr Leben theuer, so fliehen Sie in diesem Augenblick, denn Ihr Briefwechsel mit dem Vater ist ruchtbar, Ihr Kopf muß fallen. Gehen Sie nach Schwaben, hüten Sie sich aber ja, irgend etwas gegen die Republik zu unternehmen. Vielleicht läßt die jetzige Strenge des Gesetzes bald nach, dann wird, in Betracht Ihres sonstigen erprobten Bürgersinns eine Erlaubniß zur Rückkehr sich vermuthlich bewirken lassen.

Robespierre lebte, es galt kein Säumen. Ainville mußte sich, mit wundem Herzen, von Albinen, die er schwanger hinterließ, trennen. Die Gränze war nahe, und so gelang es ihm, den Verfolgern noch zu entgehn.

Er schrieb sogleich an das Gericht, welches ihn sträflich finden wollen, und legte ihm seine Unschuld an den Tag. Es folgte keine Antwort, dagegen hörte Ainville bald auf einem anderen Wege, man habe seine väterlichen, und zeither von ihm besessenen Güter eingezogen. Heftig erschrocken und entrüstet, wandte er sich in einem Briefe an den Wohlfahrtsausschuß zu Paris. Alle diese Schritte blieben ohne Wirkung. Aufs höchste stieg aber nach einigen Monaten sein Schmerz, da ihm, über Basel, ein Brief von Montbrun zukam, der ihm meldete: Albine sey, eines bei ihr gefundenen Schreibens von ihm willen, zum Tode verdammt, auch das grausame Urtheil bereits vollzogen worden.

Er stand nahe daran, sich nach Empfang dieser entsetzlichen Nachricht den Tod zu geben. Alles war für ihn dahin. Das Vermögen, die geliebte Frau. Nur sein Vater blieb ihm

noch. Verzweifelnd suchte er ihn beim Heere des Prinzen Condé auf, und meldete ihm alles was vorgegangen war. Der Marquis sagte: und Du liebtest eine Verfassung, die so unrecht und blutdürstig waltet? Einige Dich mit uns, greife zu den Waffen, das gemordete Weib zu rächen, und unser Eigenthum wieder gewinnen zu helfen.

Louis nahm sogleich Dienste. In Wuth und Haß verkehrte sich die alte Liebe zur Republik. Niemand konnte mit einer heisseren Erbitterung fechten. Er suchte bei dem Allen den Tod mehr als die Rache, und drängte sich, ihn zu finden, ungestüm den schlimmsten Gefahren entgegen. Doch ließ sein Schicksal ihn vergeblich suchen. Hunderte warfen an Louis Seite Kugel und Schwert nieder, er blieb unverletzt. Ja, endlich mußte er noch den alten Marquis in einem blutigen Streit fallen sehn.

So

So hatte er nunmehr auch den Vater eingebüßt, nichts mehr auf der weiten Erde nannte er sein Eigenthum, nicht einmal irgend eine Hoffnung konnte Louis umfangen. Denn wie unverdrossen er auch gegen sein Vaterland gekämpft hatte, so war ihm doch nie der Glaube aufgestiegen, man werde es überwunden seyn. Der Gedanke, seine väterlichen Besitzungen jemal wieder zu empfangen, mußte ihm daher um so mehr schwinden, als er, statt vorhin unschuldig gewesen zu seyn, nunmehr wirklich den Vorwurf auf sich geladen hatte, das Schwert gegen die Republik gezogen zu haben.

Nach zwei Jahren war er des unnützen Fechtens müde. Die Vernunft hatte, mit der entflohenen Zeit im Bunde, einige Herrschaft über den vielfachen Kummer gewonnen, das Waffengetöse den Schmerz oft betäubt, und wenn er sich von Tausend Leidensgefährten umringt sah, welche Alle herbe Verluste zu be-

weinen hatten, und doch sich ermannten, so mußte ihr Beispiel auch ermuthigend auf ihn wirken. Er zählte fünf= bis sechsundzwanzig Jahre, seine blühende Gesundheit hatte das Feldleben wieder um so viel gestählt, als sie der Gram erschüttert haben mochte. Er konnte also in die ferne Welt gehn, und ließ sich um so weniger hoffen, das Glück werde für ihn dort zu finden seyn, als seine Einbildungskraft sogar der Farben ermangelte, das Gemälde eines lächelnden Zustandes darzustellen, so konnte über dem Suchen die Zeit doch hinfliehn, es wenigstens Unterhaltung im Beobachten und Erfahren geben.

So dachte Louis, als er beschloß, seine Entlassung von einem Heere nachzusuchen, das ohnehin sich mehr und mehr schon auflösete. Aus dem Nachlaß des Vaters, den Pferden und Kriegsgeräthschaften, brachte er doch noch einige Hundert Carolinen zusammen, und machte sich damit auf den Weg nach Hamburg.

Dort lebte er einige Wochen still und unbemerkt, als man ihm sagte: Viele ausgewanderte Franzosen hätten sich nach Rußland begeben und daselbst eine freundliche Aufnahme gefunden. Er sah ein, daß seine Baarschaft, bei aller Wirthlichkeit, doch auf die Neige gehn müsse, und deshalb auf irgend einen Erwerb zu denken sey. Wie er das auch anfangen möchte, so ließ sich wohl empfinden, es werde dem Mann, der einst über dreißigtausend Franken Einkünfte gebot, sauer ankommen, indessen waren diese geschwunden, und man hatte sich mit leichtem Muth zu waffnen. Auch da gingen ihm andere Ausgewanderte mit Beispielen voran. Er sahe deren, welche in Paris und Versailles glänzende Rollen gespielt hatten, und nun zu Hamburg Restaurationen oder kleine Fabriken anlegten. Viele mußten wohl noch tiefer herabsteigen, um das Leben zu fristen.

Er sann nach, welchen Zweig des Kunst-

fleißes er am füglichsten anbauen könne. Zum Jugendlehrer meinte er sich zu eignen. An Schulkenntnissen fehlte es ihm nicht. Ohne die französische und deutsche, hatte er auch die lateinische Sprache inne, war in manchen nützlichen Wissenschaften ziemlich bewandert. So dachte er nach Petersburg zu gehn, dort ein großes Haus aufzusuchen, das für unerwachsne Söhne eines Erziehers bedürfe, und sich als einen solchen anzubieten.

Gleichwohl demüthigte ihn sein Entschluß, der alten Verhältnisse gedenkend. Sein Name wenigstens sollte unter den Landsleuten, die er antreffen würde, kein Aufsehn machen. Er wollte überhaupt sich nicht für einen Ausgewanderten angeben, weil sie hie und da sich ziemlich verschrien gemacht hatten. Deßhalb legte er sich den Namen Wertheim bei, und behauptete, ein Deutscher zu seyn.

In Lübeck ging er zu Schiffe. Die Reise

litt nichts von Unfällen, bei einem mehrentheils zuträglichen Wind, langte das Fahrzeug nach zwölf Tagen in Kronstadt an, von wo eine kleine Barke den neuen Herrn von Wertheim sogleich in die Kaiserstadt trug.

Empfehlungen hatte er nicht mit dahin gebracht, doch seine angenehme Jugendgestalt, eine leichte freie Würde, mit der er sich darstellte, eine von Geist zeugende lebhafte Unterhaltung, sprachen für ihn. Er fand sich nur auf Kaffeehäusern ein, überließ es dem Zufall, welche Bekanntschaften da sich anknüpfen würden, sagte aber Allen, mit denen er in ein Gespräch kam, welche Absicht ihn nach Petersburg geführt habe.

Nicht lange, so gerieth er an einen alten Offizier, der ihm sagte: Graf —oi sucht eben einen Mann, wie Sie es zu seyn scheinen. Er hat zwei Knaben von acht und neun Jahren, und ist hieher gekommen, einen Erzieher

für sie zu wählen. Einige ihm vorgeschlagne hatten seinen Beifall nicht. Ich kann Sie, wenn es Ihnen beliebt, bei dem Grafen einführen.

Der Amtsuchende willigte gern in den Vorschlag, und begab sich mit dem Offizier an Ort und Stelle.

Es giebt Menschen, die beim ersten Anblick einander behagen, ohne zu wissen warum? So ging es auch hier. Es war dem Grafen sogleich abzumerken, daß Gestalt und im Gespräch verrathende Bildung an dem Vorgestellten ihn sehr zu seinem Vortheil einnahmen, und Herr Wertheim fühlte zu dem verständigen Sinn, und der wohlwollenden Miene, die an dem Grafen nicht zu verkennen waren, sich lebhaft hingezogen. Worin können Sie meine Söhne unterrichten? fragte er. Louis antwortete: In einigen Sprachen, Geschichte und Meßkunst. Auch gestehe ich,

einige Zeit Soldat gewesen zu seyn. Wären also die jungen Herrn Grafen einst bestimmt, ins Heer zu treten, dürfte ich sie mit den Anfangsgründen der Kriegskunst vertraut machen, und dabei manche Sätze aus eignen Erfahrungen berichtigen können.

Eben das ist meine Absicht mit den Söhnen, entgegnete Graf —oi, und ich finde da mehr, als ich erwartete. Ich hoffe, wir bleiben beisammen.

Der Graf schlug sogleich Bedingungen vor, mit welchen der andere alle Ursache hatte, zufrieden zu seyn. Er sollte etwa sechs Jahre die Knaben unterrichten und bilden, demnächst aber sie auf einer großen Reise begleiten. Hätte er sie davon wieder in die Heimath gebracht, und sie wären in den Dienst des Vaterlandes getreten, sollte Herrn Wertheim lebenslang ein Gehalt von tausend Rubeln jährlich bleiben.

Der Graf sagte ihm auch: Ich bringe einen Theil des Jahres in der Hauptstadt zu, bereise auch meine weitläuftigen Besitzungen viel. Dagegen lasse ich die Kinder, um ihren Unterricht nicht gestört zu sehn, auf einer Herrschaft bei Twer bleiben, wenn ich schon selbst nur einige Sommermonate dahin zu kommen pflege. Die Knaben sind also meistens Ihrer alleinigen Obhut anvertraut, wie meine beiden kleinen Töchter seit Jahr und Tag schon einer jungen Wittwe aus Frankreich, die sich Madame Colmar nennt, übergeben wurden. Hie und da werden Sie freilich, in unserer Abwesenheit Langeweile empfinden. Ich kann Ihnen aber sagen, daß Madame Colmar sehr artig und schön ist. Ihre Gesellschaft, bei den beiderseitigen ähnlichen Beziehungen, dürfte in Nebenstunden Ihre Zeit angenehm tödten können.

Das Letzte hörte Wertheim sehr gleich-

gültig. Er freute sich mehr auf einsame Abgeschiedenheit, als daß er hätte befürchten sollen, sie würde ihm zur Last fallen. Sein Unterricht, ließ sich voraussehn, mußte ihm ja Beschäftigung genug aufladen, und blieben ihm freie Nebenstunden übrig, konnte er in ihnen Albinens Angedenken rufen, eine Gesellschaft, welche ihm unter allen die liebste war.

Nachdem man sich geeinigt hatte, stellte Graf —oi den angenommenen Hofmeister seiner Gemahlin vor. Ohne allen Stolz trat sie ihm mit freundlicher Anmuth entgegen, und band ihm dann, mütterlich erwärmt, das Heil ihrer Söhne aufs Gewissen. Mit seinen heiligen Versicherungen darüber zufrieden, wandte sich die Gräfin zu ihrem Eheherrn, und sagte: Da wird sich Madame Colmar freun, sie bekömmt nun einen Gesellschafter. Zwar — ist sie auch gern zurückgezogen —

Ich wünschte, fiel Dieser ein, es gelänge

Herrn Wertheim, ihren Kummer ein wenig zu beseitigen. Es ist die trefflichste Frau, an Herzensgüte, Verstand, untadelhaftem Wandel, einer leichten, die Schülerinnen einnehmenden Gabe, in weiblichen Kenntnissen zu unterrichten, und edle Grundsätze einzupflanzen. Sie übersliegt mein Urbild einer guten Erzieherin, nur diesen Geist von Melancholie, der über ihr schwebt, wünscht' ich verjagt zu sehn.

Und warum? hob die Gräfin wieder an. Diese Stimmung regt noch mehr Theilnahme für Madame Colmar auf.

Ich fürchte, nahm ihr Gatte abermal das Wort, so ein Umgang, so ein täglich Beispiel, spiegelt am Ende auch in die Gemüthswelt der Töchter dunkle Farben ab, macht sie wenigstens trübsinniger Schwärmerei offen und zugethan. Doch — wird das schwerlich immer so bleiben. Es nagt ein so tiefer Gram an ihrem Herzen, weil sie ihren Mann verlor.

Eine Artemisia ist selten heute zu Tage. Die Nebelwolken entfliehen vermuthlich noch, und lassen heitere Lüfte einwehn. Im Fall Sie indessen, Herr Wertheim, ihr zu diesem Zweck mit Gründen der Weisheit beistehn, warne ich Sie auch gutmeinend. Verlieben Sie sich nicht etwa. Madame Colmar ist sehr schön.

Louis dankte, ohne daß ihm jener Rath ein Lächeln abgewann. Er bemerkte daneben flüchtig, wie er eine Gefahr dieser Art nicht laufen könne.

Die Gräfin, zum Scherz aufgelegt, sagte: Nun, die Gefahr sehe ich da eben nicht. Herr Wertheim, ist, wie ich höre, unverheirathet. Nehmen wir an, Madame Colmar weckte ihm so eine Empfindung, und er rächte sich, indem er sie auf der andern Seite wieder entflammte. Das würde in einer Heirath enden. Und die schien mir für beide Theile ganz und gar nicht

unpassend. Von Langeweile hätten sie wenigstens nichts mehr zu fürchten.

Der Hofmeister trat mit wehmüthigem Ernst einen Schritt zurück. Ihro Excellenz, sprach er, bin ich schon ledig, besaß ich doch eine Gattin, die mir vor zwei Jahren der Tod raubte. Sie lebt noch so in meiner Brust, daß ich mich nie wieder vermählen werde. Und aus keinem anderen Grunde, weil es für mich unmöglich seyn wird, ein zweitesmal zu lieben.

Nun, nun, endete die Dame, man erzählt allerhand Geschichten von Wittwen, die einen ähnlichen Vorsatz aufgaben, und von Wittwern auch. Der berühmte Klopstock weinte lange um seine Meta, ging aber endlich doch wieder zum Traualtar.

Graf —ol blieb noch über einen Monat zu Petersburg, weil ihn unvermuthete Geschäfte, länger als er es beschlossen hatte, an

diesen Aufenthalt fetteten. Der Hofmeister sollte erst mit ihm abgehen. Beide lernten während dieser Frist sich immer näher kennen, und um destomehr achten. Freigebig sorgte Jener für die Bedürfnisse des jungen Mannes. Er kaufte ihm Pelze und Bücher, Jagdgewehr und mathematische Instrumente. Es sollte ihm weder an Bequemlichkeiten oder Zerstreuungen, wie sie auf dem Lande möglich blieben, noch an Hülfsmitteln zum Unterweisen der Söhne fehlen. Ihn auch gleichsam im Voraus für die lange Trennung von großstädtischen Freuden zu entschädigen, verschaffte er ihm in Petersburg Gelegenheit, alles Merkwürdige zu sehn, und allen vorhandenen Ergötzungen zu huldigen.

Wertheim gewann den letztern bei dem Allen keinen Geschmack ab, empfand vielmehr eine lebhafte Sehnsucht, die Reise nach den Gütern bald anzutreten. Bekannte er sich

es auch nicht, so mochte die vortheilhafte Schilderung der jungen Wittwe dort einigen Theil daran haben. Denn Eigenschaften, wie man sie von ihr gerühmt hatte, mußten sich für den in einem erhöhten Werthe zeigen, der seinen künftigen Wohnsitz doch einer Halbwüste ziemlich ähnlich hielt, und erst sich genöthigt sah, eine neue Sprache zu lernen, um den meisten Leuten dort sich verständlich machen zu können. Und auch von aller Liebe abgesehn, läßt der verhießene Umgang mit einer geistreichen holdseligen Frau, mit einer Landsmännin unter den Fremdlingen, wohl keinen jungen Mann durchaus gleichgültig.

Eines Tages kam Wertheim zur Tafel, und Gräfin —oi zog lächelnd einen Brief heraus. Ich konnte nicht umhin, redete sie ihn an, Madame Colmar zu schreiben, daß wir gute Gesellschaft für sie mitbringen würden, und ihr, wie mein Gemahl es bei Ih=

nen that, Wachsamkeit auf das eigne Herz zu empfehlen. Sie hat nun in einer beweglichen Elegie geantwortet, und ist nicht wenig empfindlich über meinen Scherz. Doch grade nun wünschte ich mir den Triumph, den Scherz in Ernst umgewandelt zu sehn.

Jetzt las sie den Brief vor. Wertheim mußte beschämt erröthen, es leuchtete aus jeder Zeile ein, wie schmeichelhaft die Gräfin den Pinsel zu seinem Gemälde geführt habe. In den Versicherungen, die Madame Colmar beifügte, sie werde, ungeachtet aller Vorzüge des schönen, geistvollen jungen Mannes, an keinen Widerstand gegen die Eindrücke der Liebe zu denken haben, weil das in ihr wohnende Bild des verstorbenen Gatten sie schon hinlänglich vertheidige, lag so viel Einiges, daß Wertheim mindestens nach jeder Zeile aufmerksamer horchte und in Betrachtungen versank.

Nach Endigung des Briefes sagte er zur Gräfin: es hätte ihr ohne Zweifel nur aus Scherz beliebt, eine Beschreibung von seiner Person zu machen, die alle Wahrheit umginge. In sofern aber die Gesinnungen der Madame Colmar vielleicht daneben hätten erforscht werden sollen, könne man sich nicht enthalten, einzuräumen, daß sie die Prüfung wohl bestände. Und eine solche Festigkeit der Grundsätze müsse er um so ehe loben, als sie auch die einzige Eigenschaft sey, worin er sich auch selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen könne.

Graf —oi merkte an: Was gilt's, die beiden Personen werden, dieser Gemüthsähnlichkeit willen, in Enthusiasmus für einander gerathen und ein Theil den andern unendlich liebenswürdig finden, weil er nichts mehr lieben kann. Führte das zuletzt eine Ehe herbei, würde sie aus einem ganz neuen Antriebe geschlossen.

Bald

Bald hernach ging es von Petersburg weg, und bei der in Rußland üblichen Schnelligkeit zu reisen, befand man sich schon am dritten Tage auf der entlegnen Herrschaft. Pracht und Barbarei waren dort auf eine seltsame Weise gemengt. Ein stattliches, im italienischen Styl gebautes Schloß; ein Garten mit englischen Anlagen; Hausrath, so reich und geschmackvoll, wie in irgend einem Hotel der Pariser Boulevards; dagegen, außer den Livreebedienten, nichts wie Männer in langen zerlumpten Kaftanen und zottigen Bärten; Begrüßungen, welche das Gepräge der tiefsten Sklaverei an sich trugen; ein Geistlicher, der, als er dem Grafen seine Aufwartung machte, eben betrunken war; elendige, halb in die Erde gegrabene, halb aus rohen Baumstämmen zusammengefügte Dorfhütten, ohne Schornsteine; der Landbau in wilder Unvollkommenheit, und was solcher Erscheinungen mehr waren.

K

Wie man am Schloßthore still hielt, kamen des Grafen Söhne, Paul und Fedor, im gestreckten Gallopp vom Blachfelde daher gesprengt, denn sie waren grade mit einer Hasenhetze beschäftigt gewesen, und hatten den Vater kommen sehn. Er stellte sie gleich Herrn Wertheim vor, der sich des blühenden kernhaften Ansehns der Knaben freute, ob er gleich zur Stelle entnahm, daß es hier vielen ungestümen Muthwillen zu hemmen, manche Rohheit auszutilgen geben würde. Daneben sahe er sich mit gespannter Neugier nach Madame Colmar um. Denn die letzten Verse zurücklegend, war ihm der Gedanke immer häufiger eingefallen: Es soll mich doch wundern, ob sie dem Bilde der Gräfin entspricht.

Es hieß aber im Schlosse: die Gouvernante sey mit den beiden kleinen Gräfinnen in den Birkenwald gegangen.

Wenn aber Wölfe kämen, rief der Graf.

Es geht zum Herbst, der Abend naht. Wie unvorsichtig!

Der Haushofmeister beruhigte ihn, meldend, sie hätten zwei große Doggen bei sich.

Man sandte nun eilig in den Wald, und that sich unterdessen am Punsch gütlich, der, aus einem köstlichen Gemenge bereitet, in einer silbernen Vase aufgetragen, und dann in Flammen gesteckt wurde, worüber der Pope nicht genug lachen konnte.

Nach einer Viertelstunde hüpften die beiden Töchter, auf empfangne Nachricht ihrer Erzieherin weit vorangeflogen, mit Jubeltönen herein. Wo bleibt Madame Colmar? fragte die Gräfin.

Sie ist schon auf der Treppe, antwortete Elisabeth, wie ihre Schwester Irene, die Eltern mit heftiger Zärtlichkeit umarmend, während sich der neue Ankömmling gegen die mun-

teren vornehmen Mädchen verbeugte, und nun einen Blick auf die Gegend der Thüre warf.

Mit freudiger Ehrerbietung, und einem Vergnügen über die Ankunft, das jene trüben Gewölke auf ihrer Stirne, für den Augenblick, in der That besiegte, eilte nun auch Madame Colmar ins Zimmer. Kaum aber hatte sie einige der geflügelten Tritte diesseit der Schwelle zurückgelegt, als Herr Werthheim, ci - dévant Marquis d'Ainville, so lang er war, seinen Platz am Fußboden nahm.

Der Klang des Falles unterbrach Willkommenförmlichkeiten, der Graf urtheilte, dem Hofmeister sey eine Ohnmacht zugestoßen, weil er sich zu erschöpft von der Reise fühle, oder auch das brennende Getränk nicht vertrüge, und war besorgt um ihn. Es entstand die Frage: ob kein Richfläschchen zur Hand wäre? Madame Colmar besaß eins auf ihrem Zimmer, mit einem flüchtigen, reizenden Aether

gefüllt, und eilte, es zu holen. Der Pope, von dem Haushofmeister geholfen, zog den Ohnmächtigen wieder auf seinen Stuhl, nun ihn haltend, damit die Helferin bequem ihr Genesemittel anwenden könne.

Sie ließ nicht lange darauf warten. Schnell wie die Besorgniß, liebreich wie das Mitleid, kehrte sie damit zurück, schon unterwegs die Schraube lösend. Jetzt war auch der Kork gelüftet, und zu den Riechnerven des Betäubten sollte der weckende Duft einströmen, als es der Hygea nicht besser ging, wie ihm. Auch sie dehnte, nach einigem Wanken und Taumel, ihre liebliche Gestalt auf den persischen Teppich hin, welcher die Diele bekleidete.

Jetzt lief männiglich vor Schrecken durcheinander; der Pope sprach laut ein Gebet. Zwei Ohnmächtige auf einmal, machen einen schauerlichen Eindruck, wie zwei Leichen, die zu der nämlichen Zeit in einem Hause sich befinden,

sehr ergreifend wirken. Und in Rußland, wo die Ohnmachten, ausgenommen jene dem Trunk folgende, selten erschaut werden, macht schon eine vielen bestürzenden Eindruck.

Genug, der Aufruhr, welcher entstand, war nicht unbedeutend. Die kleinen Gräfinnen, Madame Colmar zärtlich liebend, warfen sich schreiend über sie her, die gräflichen Knaben hatten auch den Erzieher schnell liebgewonnen, und klagten, daß er so mit einemmal ihnen stürbe, Vater und Mutter wußten aus Verlegenheit nicht, was sie thun sollten, der Pope dachte, wenns auf den Tod angesehen sey, wolle er ein Uebriges mit dem Kreuzeszeichen thun, viel Hausgesinde stürzte herbei und rannte mit den Köpfen gegeneinander.

Unterdessen hatte Wertheim die Augen geöffnet, tief und sich schütternd aufgeathmet. Dem Himmel sey Dank, rief die Gräfin, sind

Sie besser? Wie kam das, fragte der Graf, stoßen solche Zufälle Ihnen oft zu?

O Gott, stammelte der Erwachte, freilich — wars nur ein Gesicht — ein Wahn — aber so lebendig —

Was, was? fragte alles.

Mir war, fing Jener abermal an, mir war — als sähe ich den Geist meiner verstorb- nen Frau —

Auch die Stimme! er muß es selbst seyn! rief die Erzieherin mit einer sehr matten Stimme.

„Albine, o Himmel, Albine!

Mein Louis, mein Gatte!

„Du nicht todt!"

Du noch wirklich am Leben!

„Du nicht unter der Guillottine gefallen?"

Du nicht in der Schlacht geblieben?

Und sie rissen sich nun auf, umwanden sich mit einer stärkeren Lebensmacht, als sie je zuvor sie bekräftigte. Vom allgemeinen Staunen wurden sie ihrerseits umfangen, und die Neugier athmete kaum, damit nicht eine Silbe verloren ginge, wenn das befremdliche Räthsel endlich zur Enthüllung gelangte.

Dies nahm jedoch einige Minuten noch Anstand. Die Gruppe lag so in sich verschlungen und verschmolzen, daß sie an keine den Umgebenden schuldige Rücksicht zu denken vermochte. Sie würde nicht vernommen haben, wenn des jüngsten Tages Posaune um sie getönt hätte.

Inzwischen muß auch der bewegteste Umtrieb leidenschaftlicher Gemüthswellen sich wieder zum Ebnen neigen; es giebt ein Gesetz, nach welchem die aufgetobten Seelenstürme

endlich der heimkehrenden Besonnenheit Raum geben. So ließen denn jene vier Arme das krampfzückende Einengen zuletzt nach, die Lippen suchten Worte, fanden sie, obschon noch leise und nicht gar deutlich und wohlgefügt, machten aber dem vornehmen Paare doch begreiflich, daß sie Ehegatten wären, sich beiderseitig tod vermeint hätten und baten, der umgangenen Schicklichkeit willen, demüthig höflich sich Verzeihung aus.

Die Gräfin schlug die Hände zusammen. Nun wahrhaftig, fing sie an, wie diese, erfüllte sich wohl noch keine Ahnung, so lange die Welt steht. Ich sprach in Petersburg oft von meinem Vermuthen, Herr Wertheim und Madame Colmar würden einander noch heirathen, und es ist schon Jahre zuvor geschehn.

Die näheren Umstände werden wir gelegentlich ja erfahren, nahm der Graf das Wort. Den beiden Leuten sind die Herzen

überfällt, es ist ihr Bedürfniß, einander selbst erst die wunderlichen Abentheuer zu nennen, die mitten in Rußland zusammenführte, was sich durch Gräber getrennt wähnte, lassen wir sie allein. Folgen Sie der wiedergefundnen Frau nach ihrem Zimmer, Herr Wertheim, der Anstand hat nichts dagegen, und Niemand störe diesen Abend die Ergießungen der Liebe.

Beide nahmen das Wohlthätige in der empfangnen Erlaubniß mit Dank an, und entfernten sich. Die Gräfin rief noch hinterdrein: Liebe Colmar, Ihren Mann darf ich loben, wie treu er das Andenken an Sie bewahrt. Ich schlug ihm vor, sich um Ihre Hand zu bewerben. Er verwarf alles aus Liebe zu Ihnen. Was Ihre Frau schrieb, Herr Wertheim, theilte ich Ihnen mit.

Daß Beide einander unter diesen Worten glühender die Hand drückten, versteht sich.

Auf dem einsamen Gemach angelangt, erkundigte sich Louis mit heißem Ungestüm: wie es doch gekommen sey, daß ihr eigner Vater ihm ihren Tod gemeldet, ihm eine Unwahrheit gelogen hätte, deren entsetzliche Wirkungen auf sein Gemüth, Montbrun doch nicht würde in Zweifel gestellt haben.

O Himmel, rief Albine, mein Vater hat Dir nie geschrieben. Er durfte es, so scharf beobachtet, nicht wagen. Niemand wird den unseligen Brief geschmiedet haben, als Laval, dieser furchtbare Urheber unseres ganzen Elends. Er kannte des Vaters Hand, ahmte sie unbezweifelt nach. Du solltest nun den Gedanken völlig aufgeben, in das Vaterland heimzukehren, Haß und Rache dagegen athmen, das Schwerdt mit den Ausgewanderten ziehn, und, wo nicht den Tod kämpfend finden, aufs Höchste dich gegen die Republik strafbar machen, wo sodann um destoweniger an einen Wieder-

empfang des Eigenthums zu denken stand. Ach, der tückische Verräther hat seine Absicht nur zu wohl erreicht. Sichere Nachricht kam zu uns, Du ständest im Heer des Prinzen von Condé.

„Freilich — so gereizt wie ich es durch jene Kunde von Deinem Tode war, und der an meinem Eigenthum begangnen Ungerechtigkeit. Was blieb mir noch!"

Ich sah aber eine Todtenliste. Der Marquis d'Ainville stand unter den Gebliebenen bei einem Scharmützel aufgeführt —

„O Himmel, mein Vater! Ihn traf eine Kugel in dem hitzigen Gefecht. Ich, wie bitter ich auch das Leben haßte, blieb verschont.

Dein Vater? Gott, den hatte man schon bei uns todtgesagt. Es hieß: der schwächliche Greis hätte den Beschwerden des ungewohnten Feldlebens erliegen müssen. Mich Un-

glückselige traf das Loos, Dich fälschlich zu beweinen. O wer zählt die Thränen, welche Dir strömten!

Louis umarmte sie heftig, und sie fuhr fort: Allerdings wurde ich ins Gefängniß geschleppt, weil man den Brief, den Du bald nach Deiner Flucht mir sandtest, aufgefangen hatte. Laval, der Schändliche, kam zu mir, sein Amt öffnete ihm den Zugang. Ohne Hehl gestand er mir Liebe ein, bewies mir im Triumph, der royalistische Gemahl sey auf ewig für mich dahin, und über meinem Haupte schwebe das drohende Eisen der Guillotine. Dann fügte der Bube hinzu: er sey wohl der Mann, von dem noch Rettung ausgehn könne, wenn ich schnell dem vorigen Marquis entsagte, die mit ihm geknüpfte Ehe trennen ließ, und, mich um destomehr als eine gute Bürgerin zu zeigen, einem braven Jakobiner, wie er sey, meine Hand reiche.

Es versteht sich, daß ich dem Niederträchtigen mit Schimpf und Hohn antwortete, und lieber muthig sterben, als sein Verlangen eingehn wollte. Nun hob aber auch mein Prozeß an. Ich mußte vor das blutige Gericht treten. Alle Umstände gab ich der Wahrheit nach an, verschwieg aber auch nicht das Betragen Lavals, und seine unedlen Zumuthungen. Dies wirkte so viel, daß er seines Amts entsetzt wurde. Mein Anblick schien ohnehin die Richter bewegt zu haben. Freilich erkühnten sie sich nicht, mich, gegen den Buchstaben des Gesetzes, loszusprechen. Hingegen wurde, in Betracht meiner Schwangerschaft, mein Urtheil aufgeschoben, bis meine Niederkunft erfolgt seyn würde.

Man gebot, mich wieder in den Kerker abzuführen, und empfahl sogar eine milde Behandlung, meines Zustandes willen. Nach Lavals Entsetzung schien Niemand mehr vorhan-

den zu seyn, der zum Bösen antrieb, so würde ich denn erträglich gehalten, und der Vater durfte mich selbst einigemal besuchen.

Das kleine Gitterfenster in meinem Gemach führte zur Straße. Ich hatte es, frische Luft zu athmen, eines Tags geöffnet. Zu meiner Verwunderung sah ich bald darauf ein Papier durch die Eisenstäbe fallen.

Ich hob es auf und las die Worte:

„Bürgerin, Sie kennen mich nicht, dürfen aber getrost auf meine Redlichkeit baun. Ich bin Thomas, einer von den Pachtern der jetzt eingezognen d'Ainvillschen Ländereien. Liebe zu meiner alten Herrschaft vermochte mich zu einem Wagniß. Der Gefangenwärter ist mein Vetter. Diesen Abend um zehn Uhr wird Ihre Thüre offen geblieben seyn, eben so die am Hause. Bedienen Sie sich der dargebotnen Freiheit muthig, die Schildwache wird Sie

nicht aufhalten. An der nahen Ecke hält mein Wagen, und Sie gelangen in Sicherheit."

Allerdings ergriff mich der Inhalt dieses Papieres nicht wenig. Ich sollte bald Mutter werden, hatte doppelte Ursache, Leben und Befreiung zu wünschen, um für das Pfand der Liebe, das ich unter meinem Herzen trug, zärtlich sorgen zu können. Demungeachtet hatte das Anerbieten auch eine bedenkliche Seite. Treue Zuneigung machte es nicht wahrscheinlich genug. Einem Unbekannten sollte ich mich, auf jede Gefahr, in die Arme werfen. Ließ sich nicht zugleich fürchten, ich würde in einen Fallstrick gerathen, den mir Laval vielleicht legte?

Ich sank in bange Unentschlossenheit, wankte hin und her, ob ich der Aufforderung nachgeben sollte, oder nicht. Es schien freilich, eine Gefangene, welche doch späterhin der Tod erwarte, dürfe hier nicht zweifelhaft seyn, und

wenn sie ja betrogen wäre, durch einen freiwilligen Tod dem schlimmsten Verhängniß Trotz bieten könne. Dagegen schwiegen die Rücksichten auf das neue Leben unter meinem Herzen nicht, und man wollte zugleich einem nahen Ende des Schreckensystems entgegen hoffen, das mich sodann ohne gefährliche Unternehmungen, in Freiheit setzen konnte.

Ich glaube, diese Betrachtungen würden mich endlich im Gefängniß zurückgehalten haben, doch flog gegen Abend ein neues Papierchen in das, noch immer offne, Gitterfenster. Es hieß:

„Säume um zehn Uhr nicht. Ich stehe für die Redlichkeit des Anerbietens ein.

Montbrun."

Des Vaters wohlbekannte Züge, sein Rath, überhoben mich aller neuen Bedenklichkeiten. Hätte ich aber damal geahnt, wie gut Laval

fremde Schrift nachzubilden verstehe, würden meine Zweifel noch nicht gehoben gewesen seyn.

Der Gefangenwärter brachte mir spät die Abendkost, und sahe ganz freundlich dabei aus. Als er das enge Zimmer verließ, horchte ich sehr aufmerksam, ob Schloß und Riegel wie gewöhnlich klirren würden. Es geschah nicht.

Die Uhr schlug zehn. Mit Beben versuchte ich die Thüre. Ich konnte sie leise öffnen. Hinausschleichend zagte ich mit großer Angst, es würde mit der Hausthür sich nicht eben so verhalten, oder auch der dort stehende Nationalgarde sich der Entfliehenden bemächtigen. Meine Furcht war unnütz. Jene war nur angelegt, dieser hatte sich, ein Lied pfeifend, wohl zwanzig Schritte von seinem Schildhause entfernt, und wandte der Ecke, nach der ich hin mußte, den Rücken zu.

Nun eilte ich was ich konnte, und fand einen kleinen Wagen. Mein Vater stand da-

neben. Vertraue diesem ehrlichen Mann, sagte er, und schloß mich in seine Arme.

Flink, flink, rief Thomas, keinen Augenblick verloren. Sie sind meine Frau, Madame. Um des Himmelswillen ja keine andere Aussage, oder es ist um uns Beide geschehn.

Der Vater hob mich hinauf, und eilte davon. Ein Nationallied singend, fuhr der wackre Pächter dem Thore zu. Wohin noch so spät? fragte die Wache.

Warum dauert es jetzt so lange, ehe man mit den Pässen abgefertigt wird, entgegnete Thomas.

So zeigt die Pässe, hieß es drüben, nur in die Wachstube.

Meine Frau doch nicht? sagte Thomas, die könnt Ihr schon auf dem Wagen besichtigen. Nur eine Laterne heran.

Er stritt sich ein wenig, ließ die Pässe

erst drinnen untersuchen, und kam sodann mit dem Unteroffizier zurück. Dieser leuchtete an mich hin, sah bald auf das Papier, bald auf mich zurück, fragte, ob ich des Thomas Frau sey. Ganz munter bejahte ich es. Wie alt? — „Einundzwanzig Jahre." — „Blaue Augen, braunes Haar, kleine grade Nase — der Ausfertiger hätte noch beifügen sollen, allerliebste Nase — es ist richtig, Kamerad, nur das Thor geöffnet.

Die Schildwache leistete Folge, und wir hatten die Stadt im Rücken.

Als wir schon das Feld erreichten, sagte ich leise: Guter Thomas, wie ging es um des Himmelswillen zu, daß wir so leicht davon kamen. Ich höre doch, es soll mit den Pässen aufs strengste genommen werden? Und was bewog den Kerkermeister, seine Pflicht hintenanzusetzen, den Nationalgarden am Gefängniß, nicht zu sehn, was sich zutrug?

Mein Vetter, gab Ihr Thomas zu Antwort, machte noch diesen Abend sich aus dem Staube. Er hat kein Herz für sein Amt, denkt auszuwandern, und in der Fremde eine Handthierung anzufangen, die ihm das Gewissen nicht beunruhigt. Was die Schildwache und den Sergeanten am Thore betrifft, sind es arme Teufel, für welche der Reitz von zwanzig Luisd'oren zu stark war, um sich dagegen zu vertheidigen. Sie hoffen ohne Zweifel, mit Entschuldigungen sich durchzuwinden, weil die Hauptsache dem Gefängnißwärter zu Last fallen muß. Und der Paß beschrieb Ihre Gestalt ziemlich genau, denn ich hatte ein Dorfmädchen, die Ihnen, nach der von Ihrem Vater erlangten Beschreibung, sehr ähnlich war, bei dem Ausschuß dargestellt.

Und wo ist die Arme geblieben? fragte ich, wie kömmt sie nun mit Sicherheit aus der Stadt?

Richte Dich nur auf, Annette, sagte Thomas, wir haben nichts mehr zu fürchten.

Das hinten im Wagen liegende Stroh schien lebendig zu werden, denn eine junge Dirne raffte sich unter den Halmen auf.

Geld richtet schon einiges ins Werk, sagte Thomas, aber freilich gehört auch etwas Muth dazu.

Mit den innigsten Gefühlen dankte ich meinem Retter, beklagte aber zugleich wehmüthig, daß ich nicht einsähe, wenn ich ihm die schweren Auslagen erstatten, und ihm überhaupt eine thätige Erkenntlichkeit würde beweisen können.

Was die Auslagen betrifft, entgegnete Thomas, so ist alles von Ihrem eignen Gelde genommen. Ich war dem Herrn Marquis noch eine halbjährige Pacht schuldig, als er fortging. Es sind wohl noch ein Tausend Franken davon übrig. Und übrigens mußte

ich dem rechtmäßigen Herrn dienen, wo ich konnte, auch mit Gefahr, denn der alte Herr Marquis hat meinem Vater, der im siebenjährigen Kriege als Dragoner unter ihm stand, bei Creveld das Leben gerettet.

Dieser niedriggeborne, und doch so edelmüthige Mann verbarg mich nun in seinem Hause auf eine so geschickte Art, daß mich auch die strengsten Durchsuchungen, deren einige erfolgten, nicht entdeckten. Seltsam, und daneben weder bequem noch reinlich, war sein Kunstgriff hiebei, doch ließ die Nothwendigkeit mir keine Wahl. In dem kleinen Hinterzimmer, das ich bewohnte, lag ein Kamin, dessen Schornstein mit einem andern in Verbindung stand. Wo die beiden Kanäle sich trafen, plattete sich die untere Mauer, etwa zwei Schuh breit, ab. An diese Stelle hatte Thomas einen kleinen Sitz erhöht, und eine wohlbefestigte Strickleiter hing bis nahe über die, nach dem

Zimmer ausgehende Oeffnung des Kamins. Wie nun etwas Verdächtiges nahte, mußte ich gleich den schwarzen steilen Weg hinanklimmen, mich auf den Sitz oben ducken, und die Strickleiter mir nachziehn. Oft hatte man von unten in den Kamin geleuchtet, ohne doch mich je wahrzunehmen.

Auch meine Entbindung wurde bei dem Pachter in der größten Heimlichkeit vollzogen.

O wie lange harrte ich bebend auf diese Stelle Deiner Erzählung! so unterbrach sie ihr Gatte.

Ich genaß von einem Knaben —

Wo — o Himmel, wo ist er?

Noch bei Thomas, sagte Albine, es war unmöglich, ihn mitzunehmen, da es späterhin verrathen schien, ich hielt mich bei dem Pächter verborgen, und es mit den Nachsuchungen immer ernstlicher wurde. Thomas händigte

mir Tausend Franken ein, und schaffte mich, in einer klug ausgesonnenen Verkleidung, glücklich nach der Schweitz. Seine Frau gab sich für die Mutter des Knaben, den ich, meine Empfindungen zu beweisen, Thomas nannte, aus.

Ach nur mein Kind fesselte mich an die Welt. Kurz vor meiner neuen Flucht war mein Vater auf einen heimlichen, nächtlichen Besuch zn mir gekommen, und hatte jene, durch ein vollkommen glaubwürdiges Blatt belegte, Schreckensmeldung gebracht.

Ich sage nichts davon, welche schwere Leidenstage ich in Bern verlebte, wo ich bei einem ehemaligen Handelsfreund meines Vaters wohnte. Einige Monate war ich dort, als Graf —oi, der mit seiner Gemahlin eine Reise durch die Schweitz machte, dahin kam. Ich hatte den Namen Colmar angenommen. Der Graf sah mich zufällig, da unser Haus ihm Wechsel

bezahlte. Er knüpfte in französischer Sprache eine Unterredung an. Meine Antworten, meine Aussprache schienen ihm zu gefallen, und ich erfuhr, daß er eine Erzieherin für seine beiden kleinen Töchter suche. Der Kaufmann hatte ihn dann von meinen Lebensverhältnissen unterrichtet, die Gräfin kam selbst, und mir wurde der Antrag gemacht, die Stelle zu bekleiden. Ich folgte diesem Schicksalswink. Vielleicht, dachte ich, werde ich in so fernen Gegenden meine Ruhe wiederfinden, eine Hoffnung die mich jedoch sehr täuschte.

Meinen Sohn mitzunehmen, ging abermal nicht an, ich wußte auch seiner nicht habhaft zu werden. Im vorigen Jahre übermachte ich eine gesparte Summe an den Pachter Thomas, ohne aber eine Antwort zu empfangen. Auch an den Vater habe ich vergeblich geschrieben.

Dies sind meine Begebenheiten, seit mir

unter tausend heißen Thränen schieden. Uebrigens würde ich, hätte ich den Gatten vergessen können, und den zurückgelassenen Sohn, hier mich ungemein wohl befunden haben. Ich werde in diesem Hause mehr wie eine Freundin, als eine Dienerin gehalten. —

Albine erfuhr nun, welche Schicksale ihren Louis verfolgt hatten. Die empfangne Botschaft von ihrem Tode nannte er die schrecklichste aller Heimsuchungen, die ihn je trafen, worüber sie eine ähnliche Gegenversicherung ablegte. Welche Entzücken aber nun, wie unendlich süßer, als wenn jeder Theil an des andern Leben geglaubt hätte, da sie wieder vereint in liebenden Umarmungen schwelgten.

Mit der herzlichsten Theilnahme wünschten Graf —oi und seine Gemahlin, nicht wenig über die mitgetheilten Ereignisse verwundert, ihnen Glück. Einige Tage danach reis'ten sie für lange Zeit ab, und Louis seg-

nete die stillere Einsamkeit neben Albinen. Nun wurde ihm Rußland ein Hesperien, er blickte auf die bald für sechs Monate beschneiete, öde Umgegend, wie auf ein Gefild in Valenzia; tobten eisige Winterstürme, so glaubte er sich dennoch von Paradieseslüften angeweht, und er würde das schauerliche Wolfsgeheul aus den nahen Birken und Fichten nicht mit den Tönen der hochschwebenden Sänger auf den canarischen Eilanden vertauscht haben, wäre die Bedingung gewesen, ihnen ohne Albine zu horchen.

Mit Treue ging er an das Erziehungsgeschäft. Alle Fremdheit wich ihm bald davon, und weil er seine Mühe durch kindliche Naturen voll kräftiger Anlage und herzigen Willen viel belohnt sah, gewährte ihm ein Beruf, den er freilich einst als vornehmer Lehnsherr in Frankreich nicht träumen konnte, hohes Vergnügen. Seine russischen Junker

waren die Gelehrigkeit selbst, nur konnte man sie nicht gut lange an Zimmer und Stuhl fesseln. Manche wilde Unbesonnenheit geschah daneben, und daß Leibeigne auch Menschen wären, davon hatten sie grade nicht den deutlichsten Begriff. Nach und nach verschwand jedoch immer mehr Unkraut, das in diesem noch nicht urbaren Boden aufschoß, edle Pflanzen hingegen keimten und gediehen. Wollte Louis die Zöglinge vermögen, anhaltenden Fleiß im Studirzimmer frohsinnig zu üben, sagte er ihnen eine Wolfs- oder Bärenjagd zu. Dahin begleitete er sie denn, und machte die Hin- und Herritte selbst zu Lehrstunden über Geschichte, die er ihnen erzählend vortrug, über Erdkunde oder Pflanzenkunde. Am meisten sprachen ihnen aber seine Vorträge über Kriegswissenschaften an, besonders auf dem Felde gehalten. Paul wollte einst zur Reuterei gehn, Fedor im Fußvolk dienen. Nun wählten sie Stellungen aus, bald auf

Ebnen, bald im Wald, nahmen wohl Bauernknaben mit, die Heere bezeichneten, machten angreifende und vertheidigende Entwürfe, der Lehrer berichtigte und die Spiele gewannen ernsten Nutzen.

Albine erlebte auch viele Genugthuung an dem Unterricht, den Elisabeth und Irene von ihr empfingen. Elisabeth hatte einige Eitelkeit, man durfte es auch Stolz nennen, wollte immer gern an den Hof, ihr Auge glühte, wenn von Petersburg erzählt wurde. Dieser Sinn milderte sich schwer, sonst verdienten Geist und Herz alles Lob. Irene war hingegen voll weiblicher Sanftmuth; Musik, Genuß der Natur, Bücher von edlem Inhalt, machten ihre Lieblingsfreuden aus, und sie sehnte sich eben nicht aus dem stillen Landleben weg. Beide verhießen übrigens künftig wie ein Paar ächt nordische Schönheiten zu glänzen, darauf wiesen die Fülle ihrer

Gestalten, das Kornblumenblau ihrer Augen, bei Elisabeth nur mit höherem Feuer gemengt, die hellbraunen glänzenden Locken, hin. Es schien, die Aeltere würde eine ansehnlichere Länge bekommen, an der Schwester wurden noch einnehmendere Züge sichtbar.

Albine gebar dem wiedergefundenen Mann eine Tochter, welche dem glücklichen Ehepaar neue Entzücken bereitete, und den Namen Luise erhielt. Zu Anfang des Jahres 1795 kam sie auf die Welt.

In Frankreich war mit Robespierre die Schreckenszeit verschwunden, aber der Krieg nicht. Den Ausgewanderten gestattete das Gesetz keine Rückkehr, und ihre eingezogenen Güter waren entweder schon verkauft, oder wurden noch losgeschlagen, wie sich nur Liebhaber fanden, denn man bedurfte des Geldes viel, nach allen Seiten die Kämpfe fortzusetzen.

Der Briefwechsel unterlag großen Schwierigkeiten. Louis achtete sie nicht und schrieb oft auf Umwegen, um nur von dem kleinen Sohne, den Albine zurückgelassen hatte, um von ihrem Vater Nachrichten einzuziehn.

Endlich gelang es, durch einen Kaufmann zu Basel. Sie waren indessen niederschlagend genug. Der alte Montbrun war gestorben. Der Pächter Thomas wohnte nicht mehr auf seinem Dorfe, man konnte nicht angeben, wohin er gezogen sey. Er war einigemal nach Paris gereiset, die Absicht unbekannt. Einen kleinen Sohn hatte er zuvor begraben lassen. Ohne Zweifel den kleinen Thomas, weil er ihn für den seinigen ausgab.

Wie viele schlimme Berichte auf einmal! Wie manche Thräne entlockten sie Albinen und ihrem Gatten. Der Korrespondent aus Basel hatte übrigens noch gemeldet: die herrlichen, sonst dem Marquis d'Ainville gehörigen

hörigen

hörigen Besitzungen wären einem Käufer, der mit Handel von Nationalgütern sich beschäftigte, in die Hände gefallen. Er hatte sie mit Assignaten bezahlt, und das zwar grade, wie sie, tief im Werth gesunken, für einen Spottpreis an baarem Gelde wären zu bekommen gewesen. Die Einkünfte von zwei oder drei Jahren erstatteten das Kaufgeld gewiß reichlich.

Louis und Albine sahen ein, daß sie ihre Blicke ganz von der Heimath abwenden müßten. Und war es ihnen doch im neuen Vaterlande wohl; lebten sie doch in Ueberfluß und durften keinem Mangel im Alter entgegensehn; machte ihnen die kleine Louise, deren zarte Kindheit lieblich heranblühte, überschwengliche Wonne.

Als Katharina gestorben war, und Kaiser Paul den Thron bestiegen hatte, zogen Graf —oi und seine Gemahlin, denen es jetzt in der Nähe des Hofes nicht mehr gefiel, auf die Herrschaft bei Twer, lebten Jahr aus Jahr

ein Wort. Höchst zufrieden mit dem Bildungsgeschäft ihrer Kinder, mehrte sich, in diesem Verhältniß, ihre Achtung gegen den wackern Erzieher und die Erzieherin. Auch die kleine Luise gewannen sie ungemein lieb, immer befand sie sich im Kreise der Familie. Sie zählte fünf bis sechs Jahre, Fedor, nun dreizehn bis vierzehn alt, schien ein lebhaftes Behagen an der muntern Brunette zu finden, und machte sich stets etwas mit ihr zu thun. Alles freute sich, wie so viel Jugend blühend heranwuchs, und so manche gute Anlagen sich entfalteten.

Einige Jahre nach dem Regierungsantritt Alexanders mußte Louis die beiden Söhne auf Reisen führen. Er brachte sie nach Deutschland und Italien. Gern hätte er auch Frankreich mit ihnen besucht, und würde, als Ausgewanderter erkannt, nichts zu fürchten gehabt haben, weil der menschliche erste Consul ihnen die Heimkehr gestattete. Weil aber die poli-

tischen Verhältnisse zwischen Rußland und Frankreich auf einen neuen Krieg zu deuten schienen, untersagte es Graf —oi.

Ungemein ausgebildet, mit vielen neuen Kenntnissen bereichert, brachte Louis seine Zöglinge wieder in ihr Vaterland. Fedor hatte von seinem Taschengelde eine Summe gespart, um Luisen allerhand Geschenke aus der Fremde mitbringen zu können. Albine flog ihrem Gatten, nach der neuen Trennung, um so zärtlicher entgegen.

Paul und Fedor hatten nun das Jünglingsalter erreicht, und wurden als Offiziere angestellt. Elisabeth war bereits mit dem Sohn eines vornehmen Herrn versprochen, sollte aber zuvor noch an den Hof, eben so wie Irene. Die Eltern wollten nun wieder einige Jahre in Petersburg zubringen.

Graf —oi, der jetzt für die Söhne keines

Erziehers mehr bedurfte, schenkte Herrn Wertheim ein artiges kleines Haus in Moskau, und wies ihm die jährlichen Tausend Rubel auf Lebenszeit an. Ihre Gattin von Ihnen zu trennen, wäre hart, setzte er hinzu, meine Töchter werden in Petersburg ohnehin ihre weitere Bildung finden. Ihre Gattin empfange, für ihre langen, treuen Dienste, auch ein Jahrgeld von Fünfhundert Rubeln, und folge Ihnen nach Moskau.

So schied man unter Segenswünschen und Dank. Fedor zeigte beim Abschied die meiste Rührung. Denn lebendig hing er an seiner kleinen Freundin, welche, jetzt elf bis zwölf Jahr alt, eine nicht gewöhnliche Schönheit und Anmuth zeigte. Er bat um die Erlaubniß, ihr von Zeit zu Zeit nach Moskau schreiben zu dürfen, und verhieß, ihr von allen Kriegsabentheuern, die er bestehen würde, Nachricht zu geben.

Moskau schien nun ein Hafen der Ruhe, wo Louis und Albine einliefen. Sie ahnten damal wohl nicht, welche furchtbare Schicksale noch einst über eine Stadt kommen würden, die, ihrer ganzen Lage nach, nichts weniger fürchten zu dürfen glaubte, als je feindliche Truppen in ihren Mauern zu sehn.

Das Häuschen lag in einer entfernten Straße, war indessen bequem gebaut, und hatte einen großen, nach Maasgabe des Himmelstrichs, angenehmen Garten. Das zufriedne Ehepaar nahm wenig Theil an dem großstädtischen Gewühl, lebte sich selbst und weihte alle Sorgfalt auf Luisens fernere Erziehung.

Fedor hielt Wort. Kaum bei seinem Regimente angelangt, schrieb er an die kleine Freundin. Hatte man gleich im vorigen Jahre bei Austerlitz Unglück erlebt, so ließ es sich doch zu einem neuen Kriege, in Gemeinschaft mit Preußen, an. Fedor meldete das Luisen, und

freute sich auf den nahen Feldzug. Luisens Vater seufzte wehmüthig, daß herrschsüchtige Politik so oft zwei Völker in Feindschaft stürze, die, seiner Meinung nach, am ersten in einem ewigen Frieden leben könnten. Ach, wohl ganz Europa hatte Ursache, jene Politik mit ihm zu beseufzen.

Der Krieg von 1806 begann. Paul war zum Hauptmann eines Infanterieregiments befördert worden, sein Bruder hingegen stand noch als Lieutenant bei der leichten Reiterei. Beide legten wiederholte Proben ihres Muths, ihrer guten Kenntnisse ab, und den älteren schmückte nach dem Treffen bei Pultusk schon ein wohlverdientes Ehrenzeichen. Fedor schrieb an Luise Wertheim nach Moskau: Nie beneidete ich meinen Bruder als jetzt, doch hoffe ich auch, daß eine Brust, die von Innen für Luisen glüht, bald durch ihre Außenseite Achtung erwerben soll.

Die Tochter zeigte ihren Eltern den empfangenen Brief, dessen Inhalt sie noch wenig verstand. Was ist das, sagte Wertheim zu Albinen, der junge Herr will doch Einverständnisse der Kindheit nicht in Liebe umwandeln? Das ginge nicht, könnte nur ihm und uns Verdruß aufladen.

Albine gestand, schon manches Bedenken über die wachsende Zuneigung Fedors gehabt zu haben, sahe aber auch ein, daß sie, wie die Umstände lägen, ihr Ziel nicht erreichen würde.

Freilich, entgegnete ihr Mann: über so einen Punkt sind die Russischen großen Herrn sehr empfindlich. Ich stamme zwar aus einem alten französischen Geschlecht her. Aber besitze ich Vermögen? Mußte ich nicht, vom Schicksal gedemüthigt, eine Hofmeisterstelle bekleiden? Lebe ich nicht von einem Gnadengelde? Wir müssen da alle Vorsicht üben, und Luise soll keinen Brief mehr beantworten. Desto ehe tilgen

Entfernung und Waffengeräusch eine Flamme — mit der es vielleicht auch weniger zu bedeuten hat, als wir glauben. —

Nicht lange danach wurde aber das Haus des Grafen —oi in eine tiefe Trauer versenkt. Es war der blutige Tag von Eilau, der so manchen Eltern ihre schönsten Hoffnungsblüthen zerstörte, wo Paul durch eine Kanonenkugel sein Leben verlor. Unsäglichen Kummer lud diese trübe Botschaft jenen edlen Menschen auf.

Durch Fedor wurde Luise von diesem jammervollen Vorgang unterrichtet. Er schrieb mit einer Rührung, einer Betrübniß ohne Gleichen darüber. Ich hatte in der nämlichen Schlacht Glück, fügte er hinzu. Es gelang mir, zwei Haubitzen zu erbeuten. Man erhob mich dafür zum Rittmeister und ich empfing ein Ordenskreuz. Ach beide Vorzüge wollte ich gern dahin geben, könnte ich den theuern Bruder damit wieder ins Daseyn rufen!

Luise sprach viel über diesen edelmüthigen Schmerz, und beweinte den im Streit Gefallnen aufrichtig. Soll man Fedors Gesinnung nicht bewundern? rief sie oft. Pauls Tod macht ihn einst um Hunderttausende reicher, und demungeachtet spricht ein so wahres brüderliches Kummergefühl aus dem biedern Jüngling.

Sie ließ mit Bitten nicht ab, bis ihr Vater diesmal gestattet hatte, ihm zu antworten. Ich bin es schuldig, dem Bekümmerten mein Beileid darzubringen, sagte sie, und ihm auch zu dem, was seine Tapferkeit errang, Glück zu wünschen.

Bald schrieb er wieder. Ihr Antheil, Luise, drückte er sich aus, hat vielen lindernden Balsam in meine Wunden gegossen, und das Lob, was Sie meinem Streben gewährten, erhob mich beim Himmel mehr, als alle Ehrenzeichen.

Wertheim sah es als eine Pflicht an, zum Trost der gebeugten Eltern beizutragen, was er vermochte. Reisen wir auf einige Zeit nach Petersburg, sagte er zu Albinen. Wir beweisen ihnen nicht allein unsere Aufmerksamkeit dadurch, sondern ich sehe auch von dem Zuspruch der Ehrerbietung und innigen Theilnahme, gute Wirkungen voraus, da wir stets über die Herzen des Grafen und seiner Gattin manches gewannen.

Albine willigte in den Vorschlag, und man ging, von Luisen begleitet, nach Petersburg ab.

Kaum ließen sich Graf —oi und seine Gemahlin wieder erkennen, so hatte der Gram ihre Wangen gebleicht. Wertheims Hoffnungen blieben nicht getäuscht. Die Eltern waren nicht unempfindlich gegen seinen und Albinens Trost. Sie ließen sie nicht wieder von sich bis zum späten Sommer.

Da verlautete die Schlacht bei Friedland,

und endlich der zu Tilsit abgeschlossene Friede. Nun wollten die Eltern Fedor gern wiedersehn, und wirkten ihm einen schnellen Urlaub aus.

Eilig langte er an, trat unvermuthet ins Zimmer, wo sich grade auch die aus Moskau Eingetroffenen befanden. Es machte ein großes Aufsehn, erregte daneben auch Unmuth, daß Fedor, Luise Wertheim ansichtig, auf diese zusprang, und hernach erst seine Eltern begrüßte. Louis und Albine waren so erschrocken, wie betreten, Fedor selbst gerieth in Verwirrung, und Graf —oi runzelte die Stirn ziemlich.

Das ging indessen vorüber, als der heimgekehrte Sohn die erlebten Kriegesbegebenheiten erzählte. Der schöne emporgewachsne Jüngling mochte einen noch so bescheidenen Vortrag wählen, er konnte das eigne tapfre Ver-

dienst nicht hehlen. Bei Friedland, sagte er unter andern, erfuhr ich inzwischen Unglück. Ich kam mit feindlichen reitenden Jägern in ein Gefecht, und hieb einen Offizier, der mir nahte, mit eigner Hand nieder. Unsre Gegner, uns an Zahl viel überlegen, durchbrachen endlich unsre Linie, meine Schwadron war umringt und abgeschnitten. Wie brav sich meine Leute schon wehrten, sanken die meisten von ihnen doch. Mir wurde das Pferd getödtet. Es fiel auf mich. Plötzlich stürzten einige wüthende Feinde herbei. Der spaltete unserm Obersten den Kopf, riefen sie, schont ihn nicht, gebt ihm kein Quartier. Ihre gehobenen Säbel blinkten, und nur weil ich so tief lag, konnte der Anschlag nicht schnell ausgeführt werden. Auch deckte mich zum Theil das Pferd, und die ersten, nach meinem Schädel geführten Hiebe drangen nicht durch mein Kasket. Zu stolz, Pardon zu fordern, den man auch nicht einmal zugestehn wollte, mußte

der Wehrlose sich in sein Geschick ergeben. Ich dachte an — an — nun, an den Tod.

Indem sprengte ein sehr junger Offizier vorbei. Der Uniform nach gehörte er zu den Garden des Kaisers Napoleon. Er hielt an, mißbilligte das Verfahren der Jäger höchlich, und stellte sich selbst der Gefahr blos, von den Streichen blinder Wuth getroffen zu werden, um mich zu retten. Endlich trieb er die Jäger ab, zog mich hervor und schaffte mich in Sicherheit. Ich blieb nur einige Tage gefangen, da mit dem Frieden gleich eine Auswechslung erfolgte. Ich beklagte nur, daß, wie ich mich auch darum mühte, ich den jungen Offizier nicht wieder sahe, oder seinen Namen erfragen konnte. Denn um meinen Dank hatte er sich wohlverdient gemacht. Ohne ihn würde ich die Heimath nie wiedergesehn haben. —

Graf —oi nahm gelegentlich Herrn Wertheim beiseite, und fragte ihn: ob es ihm nicht

aufgefallen sey, daß Fedor zuerst Luisen und demnächst seinen Eltern entgegengeflogen wäre?

Ew. Exzellenz, antwortete Louis, gestatten Sie, daß ich noch heute mit meiner Tochter nach Moskau abreise, und haben Sie die Gnade, dem Herrn Sohn zu untersagen, daß er Luisen schreibt.

Graf —ol drückte ihm vielsagend die Hand, Wertheim rief seine Tochter, die mit Fedor in einer angelegentlichen Unterredung verwikkelt war, wie Albinen ab. Heimlich ließ man aufpacken, einen Fuhrmann kommen, beurlaubte sich weiter gar nicht, und trat den Heimweg nach Moskau aufs schnellste an. Was die Vernunft nur einer Leidenschaft entgegnen konnte, der die Beziehungen feindlich widerstrebten, mußte Luise täglich hören, und sie schwur den Eltern, sich gehorsam in ihre Ansichten zu fügen. Daß es dabei nicht ohne innere Kämpfe abging, ließ jedoch die bleichere Farbe ihrer

Wangen ahnen. Auch Fedor gehorchte, und schrieb nicht mehr. Er sollte nun seine Entlassung fordern. Nein, rief er, meinem Herzen ist Betäubung nöthig, sie finde ich nur im Waffengeräusch. So ging er denn bald mit dem Heere in die Moldau.

Der Friede von Tilsit hatte ein gutes Vernehmen zwischen den Höfen zu Petersburg und Paris hergestellt. Die russischen Herrschaften reisen gern. Viele eilten jetzt nach Frankreichs Hauptstadt. Man beredete auch den Grafen —oi zu einer solchen Reise. Sie würde, sagten die Freunde, ihn zerstreuen, seinen Kummer um Pauls Tod wohlthätig mindern.

Er folgte diesem Rath, wiewohl erst nach einigen Jahren. Elisabeths Vermählung sollte erst vollzogen seyn, und ihr Bräutigam, der Graf —ow, war zu einer politischen Sendung gebraucht worden, die ihn länger abwesend hielt, als man anfangs dachte. Erst im Jahre

1809 kehrte er davon zurück, und nun geschah die beabsichtete Heirath, deren Feierlichkeiten durch einen ungemein reichen Prachtaufwand glänzten.

Im Sommer 1810 gingen Graf —oi, seine Gemahlin und Irene nach Paris. Man beschloß, ein volles Jahr dort zu bleiben, miethete also ein großes Hotel, versah es mit schönem Hausrath, wohnte Festen bei und gab deren selbst, besuchte die Gesellschaften vom ersten Rang, und empfing sie wieder bei sich.

Die russische Familie wurde zeitig in den Zirkeln beliebt, die Ansprüche auf den sogenannten guten Ton machten. Geschmack und Feinheit herrschten dort, man speiste beim Grafen —oi vortrefflich, Wirth und Wirthin zeichneten sich in ihrem einnehmenden Betragen, in dem gefälligen Anstande aus, womit sie ihr Haus machten. Und was noch mehr that,

Graf

Graf —oi besaß eine Tochter, welche alle Pariser Schönheiten zu verdunkeln drohte.

Irene hätte längst schon in Petersburg sich vermählen können, wo sie der Anbeter genug zählte. Weil sie indessen noch keine Neigung dazu gespürt, keiner von Allen, die ihr huldigend nahten, ihre Gegenliebe gewonnen hatte, war ihr die Bitte, den Gedanken an ihre Vermählung noch hinauszuschieben, von den Eltern um so lieber bewilligt worden, als diese ein Kind wenigstens doch gern um sich behielten.

Nun schlug bei dem Allen ihre Stunde. Graf —oi befand sich etwa acht Monate in Paris, als ein Baron Florency bei ihm eingeführt wurde. Er zählte erst achtzehn bis neunzehn Jahre, demungeachtet war er schon Major, bei den Lanzenjägern. Und bereits im funfzehnten Jahre hatte er nach der Schlacht

von Eilau das Kreuz der Ehrenlegion empfangen.

Seine Gestalt bezauberte. Man glaubte einen Adonis zu sehn, den Bellona geschmückt habe. Das zeitige Kriegleben hatte seine natürliche gewandte Regsamkeit verdoppelt, die Kälte in Deutschland seine Nerven gestählt, die Sonne in Spanien seine Wangen gedunkelt. Die Uebung in kühner Todesverachtung hatte seinem feuerstrahlenden Blick etwas trotziges erzogen, dennoch schwebte wieder um seinen angenehm geformten Mund eine holdselige, ihm natürlichere Freundlichkeit. Halb Europa sah Baron Florency, eine wissenschaftliche Bildung hatte ihn vorbereitet, mit Nutzen für seinen hellen Geist zu beobachten. Darum war seine Unterhaltung weit über seine Jugend erfahren und lehrreich. Er tanzte mit hoher Anmuth, wußte auch die Flöte geschickt zu blasen.

Die Pariser Damen schienen von ihm be-

zaubert, Allenthalben lud man ihn ein, und weil er nur jeden Tag an einem Orte erscheinen konnte, so traf das Haus, dem er den Vorzug gab, der Uebrigen Neid.

Irene hatte schon von ihm reden hören, ehe sie ihn ersah, und das praesentia minuit Famam galt bei ihm nicht, vielmehr übertraf er jede Erwartung der schönen Moskowitin.

Doch eben so hatte der Ruf ihrer seltnen Vorzüge seine Neugier gespannt, und als er nun das holde Mädchen schaute, ihr Empfinden, ihr Urtheil durch Gespräche kennen lernte, da fand er mit Entzücken, tief noch sey die Beschreibung unter dem Urbilde geblieben.

Fortan trieb ihn ein geheimer Zug meistens täglich in das Haus des Grafen —oi. Wenn Florency und Irene sich erblickten, umwandelte sich ihre Farbe; ehe sie selbst es versahen, nahten sie einander. Da trafen sie denn im-

mer in denselben Ansichten und Neigungen zusammen, jeder Theil schien diese Gestalt, diese Seele geahnt, und das eigne Herz ihnen so lange bewahrt zu haben. Genug, sie liebten sich vom ersten Augenblick, und mit jedem Tage loderten ihre Flammen heftiger auf.

Man erzählte von Florency: er stamme eigentlich von einer sehr alten Familie Frankreichs, habe aber durch Einsicht und Tapferkeit auch den neuen Baronstitel erworben, und führe den Geschlechtsnamen deshalb nicht. Uebrigens sollte er reich seyn, und zwar vermöge einer selten treuen Anhänglichkeit eines Landsmanns. Dieser hatte, nach dem Tode seiner Eltern, die von der Republik eingezognen väterlichen Besitzungen gekauft, und die in Assignaten bezahlte Summe theils erworben, indem er viel Holz aus den weitläuftigen Forsten losschlug, und theils sie durch seinen Kredit aufgenommen. Späterhin konnten die Darlehne

von den ansehnlichen Einkünften in baarem Gelde leicht abgetragen werden, und der Landmann wirthschaftete so spärlich, daß er nach wenigen Jahren die Güter völlig rein von Schulden sah. Den Sohn seines ehmaligen Herrn ließ er zeitig in allen ihm zuständigen Wissenschaften unterrichten, und gab ihn dann auf die Kriegesschule zu Chalons, von wo er seines guten Fleißes halber, sehr zeitig zum Offizier sich befördert sah. Nun erklärte ihm Jener erst: er betrachte sich nur als Verwalter seiner väterlichen Herrschaft, und würde ihm, so bald er großjährig sey, das Eigenthum, mit genauer Rechnunglegung, aushändigen. Er würde es auch in einem sehr verbesserten Zustande empfangen, und begehre dann für sich nichts, als todtgefüttert zu werden.

Graf —oi fragte den Baron: ob diese Sache sich verhielte, wie man erzähle. Mit Thränen der Rührung im Auge, antwortete

Florency: Alles verhalte sich so, und weil der ehrliche Mann daneben meistens den Ertrag gespart, und neue Besitzungen davon gekauft habe, so könnten die Einkünfte der ganzen Herrschaft nun sich auf das Doppelte von dem belaufen, was die Voreltern gezogen hätten.

Florency und Irene konnten ihre Liebe den Blicken der Fremden nicht hehlen, um desto weniger blieb sie dem scharf beobachtenden Elternpaare der jungen Dame ein Geheimniß. Irene wurde um den Zustand ihres Herzens befragt. Erröthend, doch nicht in Schrecken gesetzt, antwortete sie: Sollte ich den Baron lieben, so wäre dies Gefühl aus der Hochachtung entsprungen, die sein Verdienst nothwendig auflegt, und meine theuren Eltern äußerten ja schon einigemal den Wunsch, ich möchte das Herz einem Gegenstand weihen, der unserm Hause würdig sey. Uebrigens hat mich der Baron gestern ehrerbietig gefragt, ob ich

es ihm erlaube, bei den theuren Eltern um meine Hand zu flehn. Ich habe nicht geantwortet, weil ich erst den Befehl einholen zu müssen glaubte, in welcher Art es geschehen sollte.

Dies war genug, und die Sache schon weiter vorgerückt, als man hoffte. Graf —ol und seine Gemahlin erwogen ernstlich die Umstände. Sie zollten dem jungen Manne nicht weniger Achtung, als die Tochter. Er konnte eine Ahnenreihe der Vorzeit nennen, und hatte durch eigne Auszeichnung den neuen Adel erworben. Sein Vermögen war nicht unbeträchtlich, seine Persönlichkeit ein anerkannter Inbegriff liebenswürdiger Eigenschaften. Irene so fern von ihrer Heimath zu sehn, würde die Eltern nicht bestimmt haben, ihrem Glücke die Einwilligung zu versagen. Dagegen — sprach man immer lauter davon, ein neuer Bruch zwischen Rußland und Frankreich sey nahe. Dies entschied.

Irene wurde mit zärtlicher Schonung getröstet, daß sie nicht das Eigenthum eines Mannes werden könne, der in Kurzem als Feind ihres Vaterlandes auftreten müsse. Dann wurde jede neue Zusammenkunft mit ihm gehindert, und aufs eiligste die Abreise von Paris veranstaltet.

Was die schöne Liebende da empfand, wie sie heimlich über die unseligen Fügungen der Politik weinte, bedarf keiner Meldung.

Genug, die russische Familie entfernte sich auffallend schnell, und dieser Wink deutete wohl dem Liebhaber, es gäbe für ihn hier keine Hoffnung. Er ging wieder freiwillig nach Spanien, um seine Leidenschaft im Kriegesgeräusch zu betäuben.

Graf —oi sah unterwegs mehrere französische Truppenzüge, die sich den russischen Gränzen näherten, und in der Heimath war

alles mit kriegerischen Vorbereitungen beschäftigt. Der Eilbotenwechsel gab zwar noch dem Gedanken Raum, vielleicht kämen die drohenden Ungewitter nicht herauf, auch flohen noch mehr als Jahr und Tag hin, ehe sie ihrer Schrecknisse sich entluden; allein es sollte diese neue Heimsuchung die geängstete Menschheit treffen, so stand es im Buche des Schicksals.

Der Frühling im Jahre 1812 nahte endlich, und die kampfgerüsteten Heere standen bald einander gegenüber. In dem Geschmack, wie des macedonischen Philipps Sohn den Angriff geordnet haben würde, und wie ein Julius Cäsar auf seine unwandelbaren Gestirne bauend, verfuhr der Held, welcher nun Moskowiens Gränzen betrat. Der merkwürdigste Krieg seit einem Jahrtausend nahm seinen Anfang. Vor dem gewaltigen Druck der französischen Heeresmacht mußten die russischen Völker um so ehe weichen, als sie noch nicht vollständig

gesammelt waren, und noch wichtige Verstärkungen, besonders aus der Moldau, an sich zu ziehen hatten.

Doch soll hier keine Geschichte dieses Feldzuges Platz finden, wir berichten nur, wie jene Personen, deren Lebensumstände hier mitgetheilt sind, in die unerhörten Ereignisse verflochten wurden.

Herr Wertheim lebte mit Albinen und seiner Tochter nach wie vor in Moskau, und beweinte es viel, den unseligen neuen Krieg ausgebrochen zu sehn.

Näher und näher aber kam der Sturm. Suchte man den Einwohnern schon die Gefahr zu hehlen, schlich doch manche Kunde davon im Stillen. Nach den Schlachten von Smolensk und Mojaisk ließ es sich endlich nicht mehr bezweifeln, der Gegner werde die Mauern der alten russischen Hauptstadt betreten.

Er sollte jedoch nicht sich der Bequemlichkeiten und Hülfsmittel erfreuen, welche diese Häusermassen, diese Vorräthe aller Art, der Einwohner Reichthum ihm darboten. Der wahrhaft spartanische Entschluß, Moskau niederzubrennen, ward genommen, aber noch verheimlicht.

Zuvor mußten alle Fremden, denen nicht zu trauen stand, besonders solche Ansäßige, die in Frankreich geboren waren, sich entfernen, und nach den Gränzen von Asien ziehn. Auch Wertheim empfing diesen Befehl, weil aber Graf —oi auch eben in Moskau zu thun hatte, und für seine Unbescholtenheit sich verbürgte, gewann er den nöthigen Aufschub, um die Reise bequem für seine in diesem Augenblick kranke Gattin ordnen, und seine besten Habseligkeiten sowohl, als Lebensbedürfnisse für eine gute Zeit, mitnehmen zu können.

Darüber floh jedoch mancher Tag hin.

Es hielt immer schwerer, Pferde zu bekommen, und mit zweien Wagen dachte er sich zu entfernen. Graf —oi, noch immer anwesend, besorgte ihm endlich zwei Gespanne von einer nicht weit von Moskau liegenden Besitzung.

Sie langten aber erst an, wie man sich bereits in den westlichen Vorstädten schlug, und der Feind immer tiefer eindrang. Betäubt vom Kanonendonner, in tausend herben Aengsten wurde das schnelle Aufpacken besorgt. Auf den ersten Wagen hob man die kranke Albine, und Louis blieb neben ihr. Der zweite wurde mit den vorzüglichsten Habseligkeiten beladen, und Luise mußte, Acht darauf zu haben, hier Platz nehmen. Wertheim empfahl dem Fuhrmann, sich dicht an den ersten zu halten, und nun jagte man davon.

Man befand sich in einem unübersehlichen Gewühl von Flüchtlingen aller Art. Die Reihen der Fuhrwerke stopften sich oft, an den

Seitengassen drängten sich andere mit Gewalt ein, die Pferde wurden oft scheu von dem entsetzlichen Lärmen, Soldatenzüge, die Platz verlangten, hielten auf. Mit jedem Augenblick wurde das schlimmer. Louisens Vater sah stets mit banger Sorge zurück, ob der zweite Wagen auch folgte. Es reute ihn, die Tochter darauf gegeben zu haben, er wollte sie nicht aus den Augen lassen, lieber möchte, was auch wohl geschah, der Wagen beraubt werden. Er gebot, sein Fuhrmann sollte einen Augenblick anhalten, und Luise dann schnell zu ihm kommen.

Allein dies war nicht mehr auszuführen. Man schrie hinten: der Feind, der Feind! und drängte so heftig nach, daß alles im Lauf bleiben mußte. Gleich kam wieder eine Seitengasse. Da flogen mehrere Kutschen, von einer langen Reihe sogenannter Kibitken gefolgt, die mit Tonnen and Kisten beladen wa-

ren, daher. Sie gehörten vornehmen Generalen, hatten eine Bedeckung von Kosaken, die ihnen Bahn machten. Grade zwischen Wertheim und seiner Tochter drängten sie den Zug ein.

Luise sah zu ihrem Schrecken sich abgeschnitten. Was auch ihr Fuhrmann that, um wieder Freiheit zu gewinnen, es blieb umsonst, da aus der Seitengasse die Fuhrwerke ihm stets voransprengten. Wohl eine halbe Stunde war er an den Fleck gebannt, nicht rückwärts, nicht vorwärts zu gelangen.

Jetzt nahm die Sache eine noch schlimmere Wendung. Fliehende leichte Reuter jagten in Haufen vorbei, schon von Husaren, Jägern und Lanzenträgern des Feindes verfolgt. Befehlworte, Flüche, Wuthgeschrei donnerten um das tödtlich bleiche Mädchen, Säbel und Picken klangen und klirrten neben der Bebenden, Pistolenkugeln saus'ten an ihrem Haupte

hin. Kein Wunder, daß sie halb ohnmächtig wurde.

Indessen verloren die Russen sich immer mehr aus dem Gesicht, nur Feindeschwärme blieben um Luisen. Es gab einzelne Beutegierige darunter. Sie untersuchten eilig, was auf dem eingeengten Wagen vorhanden seyn möchte, und rissen an sich, was eben fortzubringen war. Auch Wertheims Eigenthum blieb nicht verschont. Die Tochter mußte die Plünderung mit ansehn.

Endlich kam aber ein junger frecher Wüthling, den das schöne Mädchen selbst reitzte. Er dachte Luisen für eine gute Beute zu erklären, bat einen Kameraden, abzusteigen, und sie auf sein Pferd zu heben. Jener zeigte sich gleich willig, mit dem Beding, auch, wenn man im Bivouac ruhn könne, seines Antheils sich zu freuen. Dies wurde zugestanden, und wie auch die Unglückliche um Erbarmen flehte, die

rohe Gewalt hatte kein Ohr. Mit starken Armen hob der Soldat die Verzweifelnde auf des Kameraden Sattel.

Was dürfte aus Luisen geworden seyn, wenn nicht zum Heil ihrer Unschuld eben ein Offizier der Lanzenjäger von edlem und rechtlichem Ansehn gekommen wäre. Was ist das, Soldaten? rief er dem Feinde nach; Unfug darf euch nicht aufhalten. Luise winselte zu ihm um Hülfe. Er gebot mit donnernder Stimme, sogleich das Mädchen freizugeben. Befleckt eure Tapferkeit nicht, hieß es, gehorcht.

Sie mußten es. Der Fuhrmann brachte Luisen wieder auf den Wagen. Der Offizier fragte schnell, wer sie wäre, und was noch zu ihrem Besten geschehn könne. Mit zwei Worten unterrichtete sie ihn, und da es vor der Hand unmöglich war, den Vater abzureichen, flehte sie, in dessen Haus zurückkehren zu dürfen,

fen, aber auch eine Sauvegarde dort zu bekommen.

Der Offizier winkte einem schon etwas bejahrten Korporal, der, verwundet, doch nicht mehr am Gefecht Theil nehmen konnte. Er befahl ihm, die junge Dame nach der Wohnung, die sie ihm bezeichnen würde, durchzubringen, und nicht ehe von ihr zu weichen, bis er selbst erschiene, und die Mittel überlegte, durch welche sie zu ihrem Vater gelangen könne. Verhüllen Sie Ihr Gesicht, rief er noch, Sie besitzen eine gefährliche Schönheit. Adieu, ich muß zum Feind!

Der Korporal vollzog den Befehl genau. Die Gassen waren in etwas leerer, man erreichte, nach einigen Mühen, Wertheims Haus. Nichts ließ Jener eindringen, und für den Augenblick athmete Luise freilich Sicherheit, und dankte dem Himmel kniend für die wundergleiche Rettung vom Schlimmsten. Wie trübe

mußte sie demungeachtet aber noch ihren Blick in die Zukunft lenken.

Der bange Tag entfloh, die Nacht aber sollte noch größere Schrecknisse auf Moskau häufen. Von allen Seiten tönte das Geschrei Feuer, Feuer! Durch alle Gassen liefen wüthende Brandstifter mit Fackeln und Pechkränzen, an Tausend Orten stieg die Flamme gen Himmel, mehr als Tageshelle leuchtete um Mitternacht, heiß wie in der Hölle war es auf den Gassen, und von dem Geheul der Verdammten konnte man in diesen Stunden auch zu Moskau eine Vorstellung gewinnen.

Nicht lange, so gerieth auch Wertheims Haus in Brand. An Löschen war nicht zu denken. Wohin sollte nun Luise? Auf die Gasse hinaus unter die Brandstifter, und die sie verfolgenden Soldaten? Zwischen die erstickenden Gluten, unter die von allen Seiten herabstürzenden brennenden Balken? Dort

winkte nur Tod. Aber daheim drohten auch schon Rauch, Dampf und Flamme ihrem Leben.

Die entsetzliche Noth trieb sie in den Keller, dessen Gewölbe einige Festigkeit hatte. Die Sauvegarde rieth auch dazu. Ich suche den Major, sagte der Korporal, er hat zugesagt, Ihnen weiter zu helfen, ist es möglich, wird es geschehn.

Luise mochte eine Stunde sich unten befinden, als ein fürchterliches Krachen über ihr entstand. War es zuvor noch helle, weil der Keller Oeffnungen gegen die Straße hatte, so umgab sie nun plötzlich die tiefste Dunkelheit. Das brennende Haus war zusammengefallen, die Treppe, jede Oeffnung verschüttet. Luise schien lebendig begraben.

Die Erscheinungen begriffen sich leicht, und die Verschüttete konnte nichts mehr hoffen. Wer weiß, ob der Offizier noch lebte, noch seiner Zusage gedenken werde. Und wenn auch,

Sah er das eingestürzte Haus, urtheilte er gewiß auch, das Kellergewölbe sey mit zerstört, und zu so weitläuftigen Anstalten, wie eine Hinwegräumung des Schuttes, fehlten ihm sicher Zeit und Mittel.

Ein Geschrei um Hülfe erachtete sie überflüßig. Konnte es bei diesem wilden Getöse, das, auf allen Gassen lärmend, selbst die Kellerwände erschütterte, zu irgend einem Ohre dringen? Hatten die meisten Einwohner nicht Moskau verlassen? Würde nicht Jeder auch sonst genug mit sich selbst zu thun gehabt haben? Würden die Feinde auf eine Unglückliche mehr oder weniger achten? Ihr blieb also nichts, als sich mit standhafter Fassung zu waffnen, und, eine Christin, sich auf ihren Tod zu bereiten.

Dies geschah mit aller Andacht und Hingebung. Die meiste Zeit brachte sie auf den Knien zu. Dann gedachte sie weinend ihrer

Eltern, auch wohl Fedors, der in ihrem Herzen fortlebte. Dort, sprach sie dann zu sich, sehe ich alle wieder, und betete aufs Neue.

Drei Nächte und zwei Tage brachte sie hier zu. Schon hatten Angst, Gram und Hunger die Arme so weit gebracht, daß sie ihrem Verscheiden als sehr nahe entgegen sah, nicht konnte sie mehr vom Boden aufstehn, und glaubte auch schon weit länger, als es der Fall war, in ihrer grauenvollen Höhle die namenlose Qual bestanden zu haben.

Da bedünkte ihr, ein Regen und Arbeiten über ihrem Haupte zu vernehmen. Wohl Täuschung, dachte sie, und merkte nicht darauf. Allein es hörte nach einiger Zeit sich deutlich, schien weniger fern. Eine Stunde etwa, und es schlug, zog, schleppte sehr nahe in der Höhe. Bisweilen tönte es, wie Stimmen dazwischen. Endlich bröckelte etwas Kitt vom Gewölbe

nieder, Hämmer und Hacken erschütterten es ohne allen Zweifel.

Ein Hoffnungsstrahl durchzuckte Luisens beinah erstorbne Brust, von ihren geschwundenen Kräften auch kehrte einiges zurück. Sie gewann die Besonnenheit, sich vorsichtig in eine Ecke zu ziehn, wenn etwa Steine niederfielen.

Bald darauf hatten die Arbeitenden nur eine enge Ritze geöffnet, doch blendete das wenige Licht, das hindurchsank, die davon Entwöhnte so heftig, wie ein Blitz, welcher durch tiefe Mitternacht bricht. Vorsichtig mußte sie an die leise Dämmerung sich gewöhnen, und meinte gar zu erblinden, als der erste Stein sich vom Gewölbe löste. Sie schrie, noch Einhalt zu thun, und hüllte ein Tuch um ihre Augen.

Gott sey Dank, sie lebt noch, rief eine Stimme oben. Es war die jenes Korporals.

Man wartete einige Zeit, und erweitete erst die Oeffnung, als Luise mehr Licht ertragen konnte. Nun wurde eine Strickleiter hinabgelassen, zwei Männer stiegen in die Tiefe, halfen der zu Ohnmächtigen darauf in die Höhe, und brachten sie in einen Wagen, wo der Korporal sich neben Luisen setzte.

Kaum mußte sie, wie ihr geschah, nur halb konnte sie sehn, und mußte immer das Tuch wieder umhüllen. Späterhin fühlte sie noch Monate lang eine Schwäche an den Augen, durch den schnellen Lichtwechsel verursacht, die aber endlich schwand.

Jener sagte unterwegs: Viel Mühe hat es mir gekostet, das rechte Haus in all dem Schutt wieder zu finden, und den Major kosten die Arbeiter Tausend Franken. Er gab aber keine Ruh, obschon die Hülfe nicht eher möglich war. Ich soll Sie nun zu ihm bringen.

Wenn wir ihn nur noch lebend finden, er ist tödlich im Kopf verwundet.

Luise erschrack heftig, das von dem Manne zu hören, der ihre Unschuld gerettet, und nun sie aus dem Grabe befreit hatte.

Man hielt an einem Hause, in dem noch verschont gebliebnen Theile der Stadt. Luise ward in ein Zimmer geführt, wo der junge Offizier, den Kopf in Binden gewickelt, auf einem Feldbette lag. Sogleich stürzte sie ihm zu Füßen, um mit Thränen, die sowohl aus Rührung über das ihr wiedergegebne Leben, als über seinen betrübten Zustand flossen, für die hohe zweifache Wohlthat zu danken.

Ein Wundarzt, eben gegenwärtig, legte ihr Schweigen auf. Eine Gemüthsbewegung kann ihm tödtlich seyn, rief er, ohnehin wird er es nicht lange machen, ist bei jedem Verband sinnlos.

Luise gerieth außer sich vor Bestürzung, und fragte den Mann, ob sie dem edelmüthigen Leidenden nicht nützen könne, mit Krankenpflege wisse sie umzugehn.

Das könnte viel thun, sagte Jener, wir Aerzte haben nur, bei der nicht abzusehenden Menge von Geschäften, Augenblicke für den Einzelnen. Er unterrichtete Luisen, wie sie zu dem Verband sehn, dem Major Arznei und Stärkungen reichen sollte, und sie fühlte einen Zug der heiligsten Pflicht, sich ihrem Retter zu weihn. Keinem andern Gedanken vermochte sie Raum zu geben.

Sie blieb, mit dem Korporal und einem Bedienten. Nach etlichen Stunden kam der Offizier in etwas zu sich, und fragte mit leiser Stimme: ob die Verschüttete gerettet sey?

O mein Wohlthäter, sie liegt hier zu Ihren Füßen, rief Luise.

Dann sterb ich gern, sagte Jener.

„Nein, nein, Sie müssen genesen, nicht weiche ich von Ihrer Seite. Keine Schwester soll Sie zärtlicher pflegen."

Matt drückte ihr der Major die Hand, und eine leise heitre Freudigkeit war über den bleichen Wagen ausgegossen.

Luisens Aufmerksamkeit, ihre Gegenwart thaten, was Niemand hoffte. Der Arzt erklärte am zweiten Tage: ein Wunder müßte ichs nennen, wenn er von dem Säbelhieb, der bis ins Gehirn drang, hergestellt würde. Doch einige Besserungszeichen sind in der That da, und die Naturkräfte, wie es scheint, vorzüglich. Fahren Sie nur fort, Mademoisell, weibliche Hände, weibliches Zartgefühl, sind in solchen Fällen unschätzbar.

Da bedurfte es keiner Aufmunterung, und nach acht Tagen sagte der Arzt: Treibt die

Pflege so, wage ich es, ihn außer Gefahr zu erklären.

Der Major fing oft von Luisens Beziehungen an, und wie sie zu ihren Eltern käme; sie beschwor ihn aber, sich aller anstrengenden Gespräche zu enthalten. Meine ganze Pflicht ziemt Ihnen, sprach sie, Gott wird mir dann auch helfen.

Sterb ich, wiederholte er oft, sind Sie meine Erbin, ich bin reich und habe keine Verwandte, genese ich, bin ich Ihnen allein das Leben schuldig, und Sie mögen wenigstens mit mir theilen. Daß Luise alles verbat, vielmehr ihre weit größere Dankverpflichtungen aufzählte, konnte wohl nicht anders seyn.

Nach vierzehn Tagen hatte sich die Wunde geschlossen, noch eine Woche, und der Major konnte schon von seiner schönen Pflegerin geleitet, im Zimmer umhergehn.

Der Korporal hatte auf alle Weise Erkundigung nach Luisens Eltern suchen müssen, doch nichts erfahren. Sie nannte den Ort an den werchoturischen Gebirgen, wohin ihr Vater sich begeben wollte. Mittelst einer bedeutenden Summe gewann der Major einen russischen Bürger, der als Eilbote dorthin ritt. Er kehrte zurück. Herr Wertheim war nicht in jener Stadt angelangt. Man konnte leider fürchten, er müsse auf dem Wege umgekommen seyn.

Endlich nahte der Ausmarsch. Der Verwundete konnte allenfalls einen Wagen besteigen. Wo aber sollte Luise bleiben? Ihr Vater lebte wahrscheinlich nicht mehr. Sie ahnte, daß es bei allen Russen ihr zum Vorwurf gereichen werde, einen feindlichen Offizier gepflegt zu haben, und wie viel Böses konnte der Leumund, ihres langen Verweilens in einem Soldatenquartiere halber, nicht über sie ausstreun.

Luise, hob der Major an, wir sind Beide einander mit dem Leben verpflichtet, dürfen unser Schicksal mit einander nicht mehr trennen. Vom ersten Augenblick zog mich ein unbekanntes Etwas zu Ihnen. Das ahnende Herz betrog mich nicht, ich rettete mir selbst eine Retterin. Doch muß ich nun für Ihr Wohl, für Ihre Ehre thun, was ich vermag. Die zärtliche Hochachtung, die innige Freundschaft, die hohe Dankbarkeit, welche ich für Sie empfinde, sind — ich gestehe es Ihnen — nicht, was man Liebe nennt, diese aber kann ich vielleicht jetzt nicht fühlen. Noch mehr, ich liebte anderweitig, doch ohne alle Hoffnung. Und nie wird ein Frauenzimmer wieder meinem Herzen so nahe stehen können, als Sie. Ich biete Ihnen also meine Hand an. Sind die Winterquartiere erreicht, wollen wir die Heirath vollziehn, und Sie mögen sich dann nach Frankreich auf meine Güter begeben. — Luise staunte — prüfte — erwog. Ein vol-

ies Herz konnte sie nicht darbringen, es bestand aber auch keine Aussicht, Fedor werde je der ihrige seyn. Er hatte seit Jahren nicht mehr geschrieben. Was sonst ein weibliches Gemüth nur für einen Mann zu empfinden vermag, kettete sie an den Major. Ihr schien keine Wahl zu bleiben, ein nicht geringes Verdienst um sein Leben mußte sie sich zugestehn, sie erklärte also, daß sie in den edelmüthigen Vorschlag willige.

Der Aufbruch begann. Luise begleitete den noch sehr Erschöpften auf seinem Wagen, der seinem Regimente folgte, und trug fernere Sorge um ihn.

Bis Smolensk hatte man mit Nässe zu kämpfen, dann trat zeitiger heftiger Frost ein. Nicht lange, so lag der Schnee so hoch, wie es um diese Jahreszeit bei Menschengedenken nicht geschehen war. Die ganze Natur schien wider Frankreichs Heere verschworen.

Auch Mangel stellte sich ein. Die gehofften Zufuhren blieben aus, weil die Moskowier unter Tschitschagow die angehäuften Vorräthe weggenommen hatten. Daneben ließen die Kosaken dem Zuge nicht Nacht nicht Tag Ruh.

Das Elend war unbeschreiblich, und mehrte sich in jeder Stunde. Tausende von Pferden kamen um, Frost, Hunger und Schwert rafften die Menschen hin. Der Major besaß Geld, aber auch damit war nicht auszureichen. Sein Gram über das, was seinen Landsleuten begegnete, machte ihn wieder sehr schwach. Ohne Luisens Trost und Hülfe wäre es abermal um ihn geschehn gewesen.

Unweit Witepsk griffen die russischen leichten Reuter das Regiment an. Bei aller tapferen Vertheidigung mußte es weichen, die Pferde vermochten nichts mehr. Des Majors Wagen konnte nicht folgen, blieb im Schnee stecken. Bald war er von Kosaken umringt.

Ich gebe euch Hunderttausend Franken, sagte der Major, und mehr, schont nur diese junge Dame.

Die Stimme kömmt mir bekannt, rief ein Offizier von den Russen, der nahe kam. Mein Herr, fuhr er fort, sollten Sie es nicht seyn, der mir bei Friedland das Leben barg?

„Wohl möglich — ich erkenne Sie — Sie lagen unter dem Pferde —"

So besorgen Sie nichts. Weg Kosaken! Ich bin froh, erkenntlich seyn zu können.

„Ich bitte nur um Schutz für diese Dame —"

Gern! — Was seh ich! Luise!

Ach Fedor — rief das Mädchen.

O Himmel, schrie Graf —oi, wie kommen Sie zu meiner Geliebten! Hölle und Tod, das fordert Blut! Zwar — ich danke Ihnen mein Leben —

„Ich verstehe Sie nicht. Doch auf dies Mädchen habe ich gute Rechte. Sie wird mich heirathen.“

Fedor war fast sinnlos. Ich habe endlich meine Eltern erweicht, schrie er, nach dem Kriege sollte ich ihre Hand empfangen, und nun muß ich sie bei einem Feind sehn! O, daß ich ihn nicht morden darf!

Ihm wurde alles erzählt. Das tödliche Ansehn des Majors, wie Luisens reiner Tugendblick, konnten seine Eifersucht entwaffnen. Die vernommne Geschichte war unendlich rührend. Endlich sagte Fedor: Mein Herr — Ihre Rechte sind bedeutender, die meinigen älter. Luisens Vater entscheide.

Wenn er noch lebt, seufzte Luise mit Thränen.

Er lebt, ist bei Twer auf meines Vaters

Gütern, rief Fedor. Ich empfing Briefe. Sie haben wir verloren beweint.

Luise richtete ihre Blicke dankbar zum Himmel.

Fedor hob wieder an: Zufällig muß ich jetzt nach Twer, dem Regimente Nothwendigkeiten zu besorgen. Der Weg führt über des Vaters Herrschaft. Sie, Major, sind mein Gefangner, ich erbitte es mir, daß Sie auf Ihr Ehrenwort dort bleiben können.

Das geschah, und bald machten sich die drei Personen auf den Weg. Bequemlichkeiten mangelten nicht mehr, und nach einigen Tagen langte man auf der Herrschaft an.

Fedor stürmte mit Luisen und dem Gefangenen zu Wertheim. Dieser sank, zu Gott dankend, aufs Knie, seine Tochter erblickend. Fedor drang in ihn um Entscheidung. Dieser

Mann und ich werben um Luisen, wem spricht der Vater sie zu?

Wertheim gelangte kaum zur Besonnenheit. Wer sind Sie, mein Herr? fragte er den Gefangenen. Ich stamme aus dem Geschlechte der Marquis d'Ainville, meine Güter liegen im Elsaß, entgegnete er.

In seinen Stuhl sank Wertheim bleich zurück. Und wer erzog Sie?

Ein Pächter, Thomas genannt, der auch meine väterlichen Güter erhielt. Mein Vater blieb im Heere des Prinzen Condé. Von meiner Mutter konnte ich nimmer Nachricht empfangen. Sie war eine Tochter des Kaufmanns Montbrun.

Wertheim und Albine lagen in seinen Armen. Alles staunte. Dann freilich kannst Du Luisen nicht heirathen —

Sie ist Deine Schwester, fiel Albine ein, Du bist unser Sohn!

Der alte Graf und seine Gemahlin hatten erfahren, Fedor sey gekommen, eilten jetzt mit Irenen ins Zimmer.

Florency! rief diese. Irene! der Major.

Welche neue bestürzte Befremdung. Wie, rief Fedor, dies ist der Mann, den Irene in Paris liebte? Und ihm wollten Sie ihre Hand versagen? Ohne ihn hätten Sie keinen Sohn mehr. Er ists, der mich bei Friedland rettete. Ihm muß Irene gehören und mir Luise.

Gut, nach dem Frieden, sagte Graf —of, denn ewig wird es doch nicht Krieg bleiben!

Ende.

